

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798
1925
II
4

Biblioteka
der
Unter-
haltung
und des
Wissens
Jahrgang
1925
Band
4

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



BÜCHER VON SAMMLUNG

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Eine wertvolle Neuerscheinung:

Kulturgeschichte des deutschen Volkes

Von **Rudolf Quanter**

Mit 221 Abbildungen im Text und 8 Kunstbeilagen

In Ganzleinen gebunden Gm. 18.—, Schw. Fr. 22.50

Die großen Taten deutscher Vergangenheit, von der Befreiung aus dem weltbeherrschenden Joch der Römer an bis auf die Gegenwart, die kulturelle Entwicklung in Arbeit und Wissenschaft, die Kämpfe mit fremden und inneren Mächten und den Aufstieg zur Einheit mit allen dazwischenliegenden Leidensstationen schildert Quanters Kulturgeschichte des deutschen Volkes in Wort und Bild für jedermann verständlich und fesselnd. Das alles zu wissen, tut jedem Deutschen not; in jedem Hause müßte diese Kulturgeschichte der eigenen Nation einen Platz haben. Denn nur die Kenntnis der Vergangenheit gibt die wahre Grundlage für die Gegenwart, in der wir die Pflicht haben, unsere und unserer Kinder Zukunft zu bereiten.

Möge das Werk als edles deutsches Hausbuch dazu beitragen, in jedem Einzelnen deutschen Willen und deutsche Kraft zu entfachen und zu stärken, damit die schwere Zeit von heute sich wieder wandle zum Aufstieg und zur Blüte unseres Volkes.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Adolf J. Chytil

INGENIEUR

Die elektrische
Trachylith-Kaffeemaschine
aus feuerfestem Porzellan



die beste, sauberste, vornehmste
und trotzdem billigste, elektrische
Kaffeemaschine liefert als ein-
zigste vorzüglichen „elektrischen
Mokka ohne Metallgeschmack“

Erhältlich in allen besseren Haushaltsgeschäften und
Warenhäusern. Eventuell zu erfragen beim Fabrikanten:

TRACHYLITH

Berlin W 50 / Augsburger Strasse 40

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

*Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk
für jedermann*

ist der in unserem großangelegten Reihenwerk
„Deutsche Lande in Bild und Wort“
soeben erschienene Band:

Das
Bayerische Hochland
mit Salzburg und Innsbruck

Eine Wanderung durch deutsches Alpengebiet
152 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck

Mit Text von Dr. A. Dreyer
Leiter der Alpenvereinsbücherei

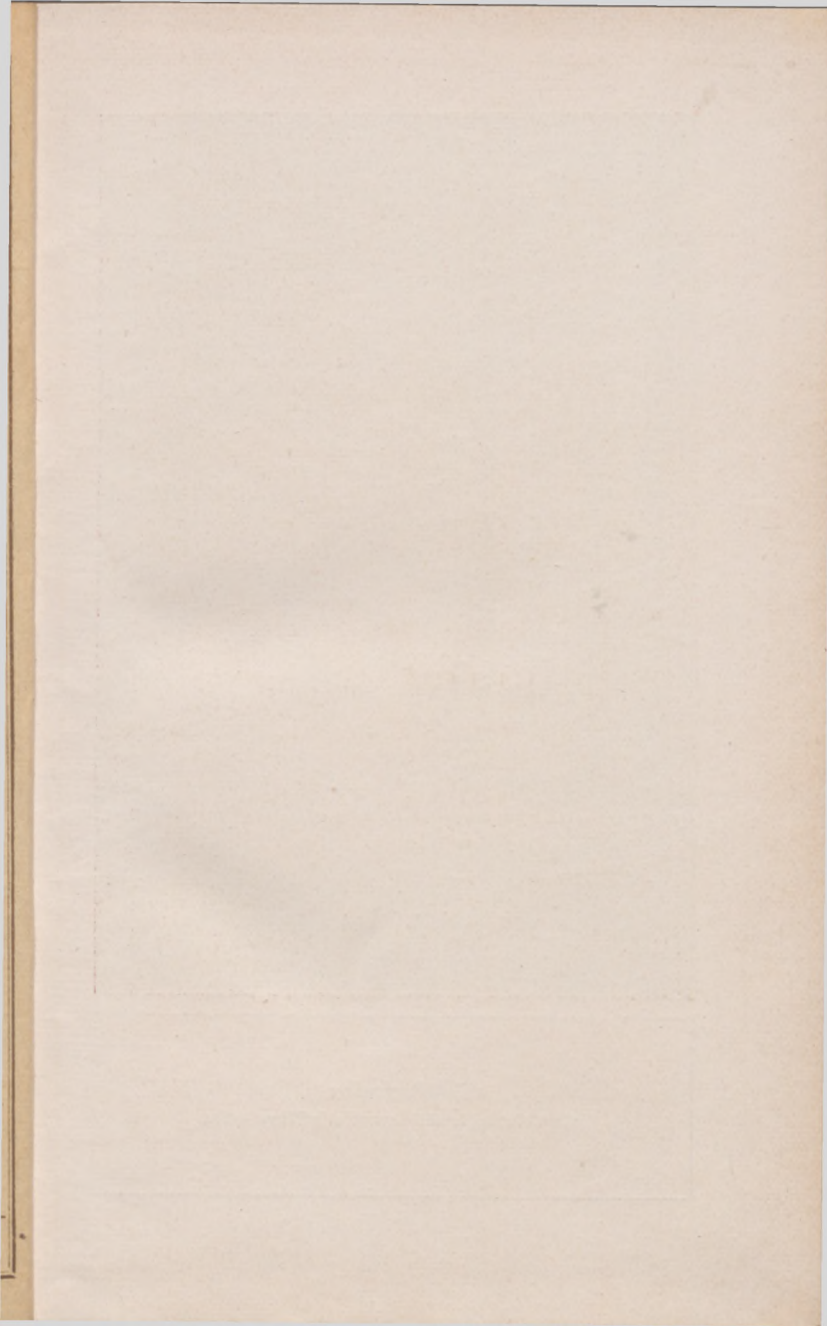
Querquartformat

Ganzleinenband nach einem Original von Ernst Plas

Preis Gm. 20.—, Schw. Fr. 25.—

Wer die erhabene Bergwelt sah und eine würdige Erinnerung daran besitzen möchte, wer die Berge als seine Heimat verehrt und liebt, wer dem Bergsport huldigt im Sommer oder Winter, wer für künftige Reisen Pläne machen will, der findet in diesem Album seltene Schätze und reinstes künstlerisches Genießen

Zu haben in allen Buchhandlungen





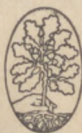
In Versuchung

Nach einem Gemälde von Luise Max-Ehrler

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

4. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

013798



II

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Die Spieluhr / Weihnachtserzählung von Hedwig Lohß	5
Evas Smaragden / Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung	21
Vom Segelschiff zum Windkraftschiff ohne Segel / Von Hermann Kall / Mit 10 Bildern .	86
Der muntere Vierzeiler / Von Max Brie / Mit 1 Bild	101
Eine tote Stadt / Von Markus Seibert / Mit 5 Bildern	113
Der Wetterdienst als Gerichtshelfer / Von Hermann Kadestock	126
Die letzte Losnacht / Eine Andreasgeschichte aus dem Böhmerwald / Von Hans von der Angel .	134
Aus der Werkstatt des Weihnachtsmannes Von H. Jäger / Mit 13 Bildern	143
Weihnacht / Gedicht von Joseph von Eichendorff .	160
Liebesprüfung / Novelle von Reinhold Ortmann	161

Mannigfaltiges

Langhin, der Gerichtsbaum Madagaskars	191
Der Schuß ins Herz	193
Biblische Rätsel	197
Reifezeit	199
Von der blühenden Stille	201

„KKO“	202
Was bedeutete einst der Titel Pascha?	203
Wörtlich genommen	203
Wie man ein Testament auslegen kann	204
Klipp und klar	204
Wie Gott in Frankreich	205
Heringsalat und Freundschaft	205
Die Nase — kein edler Teil	206
Selten und kostbar	206
Auch ein Literaturfreund	207
Der Agent und die Ehrensache	207
Auflösungen der Rätsel des 3. Bandes	208

Rätsel

Silberrätsel 85. Rätsel 112. Kreuzrätsel 112. Versteckrätsel 133. Rahmenrätsel 133. Weihnachtsversteckrätsel 159. Bilderrätsel 190. Scharade 190.

Zwei Kunstblätter

In Versuchung.

Nach einem Gemälde von Luise Max-Ehrler.

Das entscheidende Wort.

Nach einem Gemälde von Franz Simm.

Die Spieluhr

Weihnachtserzählung von Hedwig Lohß

Es war jedes Jahr dasselbe, wenn die Abende kamen, Can denen die gebratenen Äpfel im Ofen zischten, der Teller mit den ersten Lebkuchen auf dem Tisch stand und die Mutter den Adventskranz hereinbrachte, den tannengeflochtenen Kranz, der des Weihnachtsbaumes Vorbote war und der jeden Adventsonntag um ein brennendes Wachslight reicher wurde. Schon immer war das so gewesen: in die heimelige Vorweihnachtsstimmung hinein klang der Mutter sonst so frohe Stimme schwer und langsam, und ihre hellen Augen waren dunkel von Tränen.

„Die Spieluhr sollte nun spielen, so wie sie's früher immer tat. Dann wäre erst richtig Advent und könnte Christtag kommen.“

Dann faßte der Vater nach der Mutter Hand, sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, und er strich behutsam und voll zarter Sorgfalt immerzu über ihren Scheitel und seine Augen sahen dabei weit, weit fort. Die drei Kinder saßen mäuschenstill, wagten nicht zu atmen und ahnten hinter der Spieluhr, nach der ihrer Mutter Sehnsucht ging, ein dunkles, unerforschliches Geheimnis, das durch unsichtbare Fäden mit jener unerklärlichen, rätselhaften Trauer zusammenhing, die zu manchen Stunden über die sonst so heitere, frische Mutter fiel, sie für kurze Zeit wie in schwarze, düstere Schleier hüllend, ihr Lachen raubend und ihre frohen Augen ernst machend.

Das älteste der Kinder, ein krausköpfiger Bub, wußte schon gut, daß gar nicht viel dazu gehörte, diese beklemmende Verwandlung zu veranlassen. Wenn nur irgend ein Zufall den nicht sehr gebräuchlichen Namen Christoph Friedrich vor ihr aufleben ließ, dann hob auch ihr heim-

licher Kummer sein Haupt, wachte, war da, und wenn er noch so lange geschlafen hatte.

Und das Schwesterchen, das zwischen dem ältesten Knaben und einem nachgeborenen kleinen Bruder die Mitte hielt, wußte auch etwas, das mit diesen dunklen, schweren Dingen zusammenhing: daß die Mutter auf keinem Spaziergang zu bewegen war, nach der einen Seite der Stadt weiter zu gehen als die Gitterstäbe des städtischen Parkes reichten. Das kleine Mädchen hätte gar zu gerne einmal ergründet, was da jenseits des eisernen Tores wohl Gefährliches sein könnte. Es witterte mit dem Spürsinn der Kinder, daß die Mutter aus ganz bestimmten Gründen hier nicht weiterging. „Ich bin müde, du mußt zu Bett, wir kommen zu spät zum Abendbrot.“ Das schob die Mutter wie eine schwere Lüre vor jede Bitte, den Spaziergang weiter auszudehnen, und kein Flehen, kein Bitten und Betteln half, die Lüre war zu und blieb zu. Ging man aber nach der andern Stadtseite, dorthin, wo Straßenzüge in Gärten, und Gärten in Wiesen und Felder übergingen, so war da der Wanderlust und der Seligkeit des Springens und Laufens nicht Lür noch Tor gesetzt.

Das Kleinste des Dreigestirns, ein schwächtiges Bübchen mit großen, ernsthaften Augen, wußte noch nicht so viel wie die großen Geschwister von diesen geheimnisvollen Sachen, von denen man nicht laut reden konnte, die aber wie heimlich glostendes Feuer in den Herzen brannten. Aber es fühlte tief innerst, daß die Mutter, wenn Weihnachten kam, traurig war, und öfter als sonst schmiegte es sein blondes Köpfchen an ihre Knie und sah mit den ernststen blauen Augen zu ihr auf. —

Wenn Vaters und Mutters Hände sich lösten und Mutters Augen ein Weilschen in den Glanz der Advents-

lichter geschaut hatten, dann waren sie wieder so blank wie sonst, und wenn beim Duft der gebratenen Äpfel, zwischen Nüssen und Lebkuchen die uralten Bilder des Glocke- und Hammerspieles lagen, wenn der Vater sie versteigerte und der Schimmel und das Wirtshaus in unbezahlbare Höhen hinaufflogen, in Höhen, zu denen die weißen Bohnenhäufchen, die als Zahlungsmittel vor jedem lagen, gar nicht reichen wollten, dann wurde auch die Stimme der Mutter wieder froh und hell. Und wenn später, ehe es Schlafenszeit für die Kinder war, alle zusammen die lieben alten Lieder sangen „Es ist ein Ros' entsprungen“, und „Vom Himmel hoch da komm ich her“, und es einem so weihnachtelig dabei zumute ward, da klang der Mutter glockenklare Stimme aus allen hervor, und kein Hauch in ihren Augen erinnerte mehr daran, wie bitterlich sie vorhin an des Vaters Schulter geweint hatten.

Aber wenn man auch in den Vorweihnachtstagen, die voll heimlicher Unruhe, voll Hoffen und Sorgen, durchweht von jenem einzigen herrlichen Weihnachtsduft waren, kaum Zeit hatte, darüber nachzusinieren, aus dem Leben herausstreichen ließ sich doch die Tatsache nicht, daß Mutter nun viel öfter als sonst verweinte Augen hatte. Es war fast ein unbequemer, quälender Gedanke, daß man selbst so froh, so von ganzem, tiefstem Herzen glücklich war in dieser Zeit. Und es war das allerbeste, sich in die seligen Adventstage hineinzuwerfen wie in ein köstliches, lindes Bad und sich von ihm dahintragen zu lassen, ganz umspült, ganz durchströmt von Wonne und Freude, so eingehüllt in eine Welle der Glückseligkeit, daß anderes, der Gedanke an anderer Leid und Schmerz gar nicht bis zu einem heranreichen konnte. So hätten es die beiden Großen des Geschwister-

dreiblatts gerne gemacht, aber es wollte nicht gehen. Sie versuchten es immer wieder, es gelang für Stunden, für Tage. Bis der kleine Bruder, der sein Leben noch ganz an der Seite der Mutter verbrachte, vor ihnen stand und sein ernsthaftes Stimmlein in ihre heimliche Fröhlichkeit fiel: „Mutter hat geweint!“

Da schwiegen auch ihre frohen Stimmen voll Bestürzung, und sie suchten einmal wieder, wie schon so oft, gemeinsam die Ursache von Mutters Tränen zu ergründen. Aber Mutter lachte ihnen schon wieder zu, als sie dicht um sie herdrängten und sie mit zärtlichen, tröstenden Armen umfangen wollten, und dabei hatte sie ein Weihnachtslied auf den Lippen. Da konnte nun kein Mensch, und wäre er noch so mitleiderfüllt oder neugierig gewesen, mit einer Frage kommen und damit alles wieder aufwecken.

Aber Brigitt war da! Die alte Brigitt! Sie war freilich schon oft mit Fragen bestürmt worden, ohne daß ihr eingefallener, fast zahnloser Mund auch nur ein einziges, kleines, winziges Wörtchen verraten hätte. Brigitt war schon im Hause der Großeltern gewesen, und sie wußte alles von Mutters Jugendzeit. Sie mußte auch das dunkle Geheimnis in der Mutter Leben kennen. Und es schadete gewiß nicht, sie einmal wieder mit drängenden Fragen zu belagern.

Brigitt saß in der warmen Küche und putzte Silber, damit alles, selbst Löffel und Gabeln, bis zum Fest blinke und blitze. Sie rieb und fegte mit so viel Hingabe und Eifer, daß ihr dünnes, graues Haarzöpfchen, das am Hinterkopf zu einem kümmerlichen Knoten verschlungen war, auf und nieder wippte. Als die Kinder vor ihr standen, sah sie auf, schob die Brille auf die Nasenspitze und guckte drüber weg in die Kindergesichter,

die sich ihr alle drei wie e i n e große, der Lösung harrende Frage entgegenrichteten.

„Was gibt's? Was wollt ihr schon wieder wissen?“ Brigitt hatte langjährige Erfahrung gelehrt, in Kinder-
augen zu lesen.

„Brigitt,“ der große Zwölfjährige suchte ein wenig stockend die Worte zusammen, „die Mutter hat schon wieder geweint. Brigitt, warum hat die Mutter geweint? Sag's, du weißt es!“

„Ja, ja!“ der graue Kopf nickte, und die alten, runzeligen Finger rieben eifrig weiter. „Wenn Weihnachten kommt, geht's ihr besonders ans Herz. Sie kann halt nicht vergessen. Das ist's.“

„Brigitt,“ drängte das Schwesterchen, „ist's wieder wegen der Spieluhr? Sag's!“

„Ja, ja, die Spieluhr. Freilich, die gehörte auch dazu! Du fröhliche spielte sie und sonst noch allerlei. Der Großvater hat sie selbst zusammengebastelt. Der Großvater eurer Mutter. Ja, ja, wohl, die Spieluhr.“

Wie die Kinder die Ohren spitzten. Noch nie hatte die alte Brigitt ein Wörtlein verraten, mit dem etwas anzufangen gewesen wäre, an dem man hätte weiter rätseln und denken und deuten können. Und nun wußte man mit einem Male so wichtige Dinge. Also der Großvater, nein, das war ja der Urgroßvater, der hatte die geheimnisvolle Spieluhr gemacht. Und ein Weihnachtslied spielte sie. Das sie selber so gerne sangen. Ein Weilchen war's still, dann drängte der Bub: „Weiter, Brigitt, erzähl!“

Und seltsam, es mußte der Lebfluchenduft sein, die Vorweihnachtsluft, die durchs ganze Haus wehte, Brigitt, die sonst in allen diesen Dingen stumm blieb wie ein Fisch, diese selbe Brigitt erzählte. Erzählte von der

kunstreichen Spieluhr, die an den Adventsonntagen und am Heiligen Abend, wenn der Baum brannte, im Großelternhaus hervorgeholt wurde und mit einem Stimmlein wie eine kleine Glocke ihre Weihnachtsbotschaft läutete. Und wie dann nach der Großeltern frühem Tod die Mutter der Kinder, die damals selbst fast noch ein Kind gewesen war, nur mit ihrem einzigen Bruder, dem um vieles älteren Christoph Friedrich, zusammen zurückblieb und mit ihm in dem alten Haus der Großeltern, draußen am Parkende, am Rohrsee wohnte. Und wie sie selber nun Bruder und Schwester in Treue weiter diente wie voreinst ihren Eltern. Jahr um Jahr. Und wie die beiden ein Herz und eine Seele waren und keines je vom andern habe lassen wollen. Und wie Weihnacht um Weihnacht der Bruder mit eigener Hand die Spieluhr aufgezogen habe für die Schwester, die sie nie oft genug hören konnte, selbst dann nicht, als sie aus den kurzen Kinderkleidchen herausgewachsen war. Die Spieluhr, die nun verstaubt und vergessen in einem der großen Schränke des alten Hauses, das nun dem Herrn Christoph Friedrich gehöre, liegen müsse. Und . . . Wie erwachend blickte die Alte auf, die seither eintönig, fast murmelnd gesprochen hatte, sah in die glänzenden Kinderaugen und erkannte erschreckend, daß ihre sonst so wohlgeputzte Zunge, den Erinnerungen des Herzens allzu willig und nachgiebig folgend, zu viel verraten hatte.

„Weiter, Brigitt, weiter!“ rief der Bub.

„Weiter, gute, liebe, alte Brigitt, weiter!“ schmeichelte das Mädchen.

Aber die Alte rieb ihr Silberzeug, als gäb's nichts anderes mehr für sie auf der Welt und schwieg. Schwieg beharrlich auf alle Fragen, auf die schmeichelnden, bit tenden so gut wie auf die drohend fordernden. Strich

nur einmal dem kleinen Bübchen, das stumm und staunend neben den großen Geschwistern stand, übers schlichte blonde Haar und sagte zärtlich: „Gelt, du plagst deine Brigitt nicht mit den alten Geschichten, Männchen, kleines!“

Energisch schüttelte das Bübchen den Kopf. „Nein, nicht plagen! Aber Mutters Spieluhr will ich holen, daß sie wieder klingt. Dann weint Mutter nie mehr, gelt, Brigitt?“

Der kleine Bruder hatte aus seinem liebevollen, einfältigen Herzchen den Gedanken heraufgeholt, der einzig und allein der rechte war. Alles andere war unnötig. Nichts, gar nichts brauchte man weiter zu raten und zu deuteln, nur eines war und blieb: „Mutters Spieluhr will ich holen!“

Zubelnd kniete die Schwester vor dem Kleinen: „Liebes, fluges, kleines Männchen! Ja, ja, ja, wir holen sie!“

Und der große Bruder sagte gar nichts, schaute bloß nach Mantel und Mütze.

Die alte Brigitt aber schüttelte erst den Kopf und bekam ganz zittrige Hände vor Schreck über dem, was sie da angerichtet hatte, weil die Zunge ihr mit dem Herzen durchgegangen war. Dann aber dachte sie: „Kinder vergessen schnell. Sie werden's bald nimmer wissen. So tröstete sie sich selber. Und gar so viel hab' ich gar nicht verraten. Und wenn auch! Einmal erfahren sie's ja doch!“

Beruhigt rieb und pußte sie weiter und legte einen blinkenden Silberlöffel in den andern.

War's nicht wie vom Christkind selber gefügt? Hatte je zuvor Mutter so wie heute die beiden Großen zu sich hergerufen: „Hört, ihr seid nun verständig genug! Mutter

hat heute, ehe das Christkind kommt, noch gar so viel Arbeit, und ihr solltet bei dem herrlichen Weihnachtsschnee einen großen Spaziergang machen. Und der Kleine auch. Nun geht einmal allein. Macht nicht allzuviel Dummheiten. Und paßt auf unser Bübchen auf!"

Der Krauskopf, der Große, hätte fast einen Luftsprung gemacht, und das Schwesterchen hielt eben noch einen Jubelschrei zurück. Der kleine Bruder aber schleppte seinen vielgeliebten braunen Bären herbei und bat und flehte so lang, bis er ihn mitnehmen durfte.

„Am Parkende, in dem alten Haus am Rohrsee vor der Stadt!"

Sie kannten den Park von seinem Anfang bis zum Ende, sie wußten, daß mit ihm auch die Stadt endete, daß seine weiten Grassflächen in Acker ausliefen und seine mächtigen alten Bäume den Übergang zu einem dichten Gehölz bildeten. Sie kannten auch den Rohrsee, der still und geheimnistief dort draußen lag, im Sommer umschwirrt von Libellen mit glasklaren Flügeln, im Winter, wenn Stein und Bein gefroren war, das Ziel vieler Schlittschuhläufer. Jedoch nie war die Mutter mit ihnen diesen Weg gegangen. Aber mit Schulkameraden war der Große, Zwölfjährige, schon hier gewesen beim Frosch- und Salamanderfang. Und er konnte sich sogar ein Haus denken, alt, grau, verwittert, dessen Anblick ihm eine sonderbar unerklärliche, beklemmende Furcht, mit der quälendsten Neugier vermengt, geschaffen hatte. Irgend ein ahnendes Bangen hatte ihm damals den Mund verschlossen, daß er die Mutter nicht mit Fragen nach dem grauen Haus überschüttete, wie das sonst bei allem und jedem ihm unverständlichen Ding geschah. Mit aller Bestimmtheit und mit unfehlbarer Sicherheit wußte er nun, daß dieses Haus und kein anderes es sein

mußte, das auf seiner guten Mutter Leben auf irgendeine unerklärliche Weise einen trüben Schatten warf. Er erinnerte sich noch gut des Schauers, der ihn an jenem warmen Sommermittag befallen hatte, als er, sein wassergefülltes Eimerchen, in dem die gefangenen Salamander plätscherten, in der Hand, auf das graue Gemäuer und auf die festverschlossenen Fenster starrte und vergebens in seinen Gedanken nach dem Weg suchte, der von seinem Leben hieher führen mußte — irgendwann, irgendwo, in langer Vergangenheit vielleicht, vielleicht auch in ferner, vorgeahnter Zukunft. Sein Knabenverstand konnte mit solchen seltsamen Fragen, die da zum erstenmal in seinem sonst so durchsichtig klaren Kinderleben auftauchten, nicht fertig werden. Und als ein paar Tage drüber hingegangen, und die Salamander aus dem Rohrsee einer nach dem andern durchgegangen waren, verblaßte auch das Bild des grauen Hauses in seinem Denken und Sinnen.

Und nun war er der Schwester und dem kleinen Bruder Führer hieher, durch den in tiefster Einsamkeit ruhenden, unter Schnee und Reif träumenden Park. Und es war ihm, als sei er ein junger Held der Sage, der durch Winternacht und Schneekälte hindurch in den Kampf zieht mit Drachen und Unholden, mit Eis- und Frostriesen, um das Licht, die Wärme, den Frühling wiederzuholen. Er fühlte, daß es einen Kampf zu bestehen gab, einen Kampf mit dem Geist des grauen Hauses, der seiner Mutter Glück und Ruhe, Licht und Trost in räuberischen Händen hielt. Er ahnte, daß hinter der klingenden Spieluhr, die er zu gewinnen suchen wollte, anderes, Tieferes lag, und sie dünkte ihm wie ein Symbol. Daß einer seines Blutes es sein könnte, der diesen Schatz bewachte, daran dachte er nicht. Er sann auch nicht darüber

nach, daß zwischen dem einstigen, gemeinsamen Leben von Mutter und Ohm lange, lange Jahre lagen, und daß die geschwisterlichen Bande einmal jäh zerrissen sein mußten, und er überlegte sich nicht, weswegen über den tiefen Abgrund, der seither zwischen seinem Elternhaus und dem des Ohms gähnte, keine Brücke führte.

„Sieh,“ sagte er zu der Schwester, die gleich ihm mit heimlichem Herzklopfen an dem einsamen, grauen Hause in die Höhe sah, „sieh, alle Läden sind fest verschlossen, wie immer. Aber dort oben, im ersten Stock, da sind sie an zwei Fenstern zurückgeschlagen. Das war noch nie! Und auf den Treppenstufen sind Fußspuren im Schnee! Jetzt laß sehen, wo ist die Glocke?“

Sie fanden keine. Nur ein altertümlicher, bronzener, kunstvoller Türklopfer, ein Ring, um den sich eine Schlange wand, sah ihnen von der Türe aus entgegen.

War das nun die erste Probe, die es zu bestehen gab? Wurde die Schlange vielleicht lebendig, wenn man ihren glatten Leib berührte?

Nein! Kaltes, totes Metall nur lag in des Knaben Hand und probend, vorsichtig, ließ er den Klopfer auf der metallenen Scheibe auffallen. Die Kinder faßten sich an den Händen, dem leise summenden Ton nachhorchend, und die Schwester zog den kleinen Bruder schützend enger zu sich heran. Alles blieb still. Nur die blauglänzenden Meisen zwitscherten in den weißverschneiten Büschen, die sich um das Haus herdrängten, und ihre kleinen, fröhlichen Stimmen brachten warmes, beruhigendes Leben in die tote, kalte Stille des weiten, winterlichen Gartens.

„Noch einmal!“

Recker, kühner faßte der Knabe zu. Dumpf dröhnte der Schlag durchs Haus. Schritte auf der Treppe. Rasselnd drehte sich ein Schlüssel im Schloß, und knarrend bewegte

sich die Türe in rostigen Angeln. Ein alter Mann mit einem Gesicht wie gelbes, zerknittertes Pergament, den mageren, knochigen Körper in eine Art von Bedientenuniform gekleidet, stand vor den Kindern.

„Wohin will man?“

„Zu Herrn Christoph Friedrich!“ Der Knabe trat hervor. Er kannte den Namen, den seine Mutter als Mädchen geführt hatte, nicht, nie war daheim die Rede von ihm gewesen. Aber er wurde auch so verstanden.

„Der Herr ist heute früh erst von einer Weltreise zurückgekehrt und wünscht nicht gestört zu werden.“

Damit wollte der Mann, der offenbar das Amt eines Dieners und Hausbesorgers verwaltete, die Türe schließen. Aber der Knabe war, die Schwester mit sich ziehend, schon über die Schwelle geschritten, und der Kleine hatte sich von den haltenden Händen frei gemacht, drängte an dem Pergamentgesicht vorbei und lief, sein zottiges, braunes Bärengeschöpf im Arm, so flink wie ein Eidechselein die mit fremdländisch-bunten Teppichen belegte Treppe empor.

Im Oberstock öffnete sich eine Türe.

„Heinrich,“ rief eine tiefe Stimme, „was gibt es denn? Mit wem sprichst du?“

Da sah sich der hochgewachsene, schlanke Mann, der in den weiten, hallenartigen Vorraum herausgetreten war, den Kindern gegenüber, denn Bruder und Schwester waren dem Kleinen, der ihren schützenden Händen entlaufen war, ohne Besinnen und Überlegen nachgesprungen.

Ehe noch ein anderes ein Wort finden konnte, sagte der Kleine mit seinem lieben, hellen Stimmlein: „Wir wollen bloß Mutters Spieluhr holen, damit sie nimmer weinen muß.“

Staunend, ohne zu verstehen, sah der Mann, dem volles, leichtergrautes Haar in eine hohe, wetterbraune Stirne fiel, auf die Kinder. Dann aber blieb sein scharfer, forschender Blick an des kleinen Mädchens kindlichem Antlitz haften und sein dunkles Gesicht veränderte sich jäh. Bewunderung, Staunen, Schreck, Freude, zuletzt aber finstere Bitterkeit und Abwehr sprachen aus den beweglichen Zügen.

„Marie=Luise,“ sagte er leise, „Marie=Luise, was willst du von mir?“

„Ich heiße Anna=Maria,“ sagte nach einer Weile das Mädchen, „Marie=Luise heißt unsere Mutter.“

„Dann bist du ihre Tochter und gleichst ihrem Kinderbild, so war sie, als ich ihr nicht oft genug die Spieluhr aufziehen konnte!“ Seine Stimme wurde weich, sein Geist ging weite Wege zurück und verlor sich im Erinnern. Aber die Stimme wurde wieder hart, fast drohend: „Richtig, ja, die wollt ihr holen, die Spieluhr! Wer schickt euch? Euer Vater? — Oder die Mutter?“

Der Knabe, der die Hand an der Seite ballte als fasse er einen Degenknäuf, ließ seine Augen in die des Mannes blißen, und es war dasselbe Licht, das aus beiden brach. „Nein, uns schickt keiner. Die Mutter weiß nichts davon. Sie hätte uns nicht gehen lassen. Sie weint, wenn sie nur . . .“ er stockte einen Augenblick und sprach dann, den Kopf in den Nacken werfend, weiter: „Ihren Namen hört.“

„Sie weint, wenn sie meinen Namen hört.“ Leiser wiederholte es der Mann. Und wieder wob die Erinnerung das zarte Gespinnst ihres Schleiers um seine Seele. Er versuchte seit Jahren auf weiten Reisen, die der Erforschung fremder Länder und fremder Sitten galten, zu vergessen, daß er einst eine Schwester gehabt hatte. Fast

war es gelungen. Nun weckte die Knabenstimme alles wieder auf. Wie sie der ihren glich!

Sanftes Streicheln einer Kleinen, weichen Kinderhand weckte ihn.

„Gibst du uns die Spieluhr? Ach bitte, tu's doch! Sieh, ich schenk' dir meinen Bären, meinen liebsten, allerbesten, dafür. Da!“

Das Bübchen ließ die Hand des Mannes, die es schmeichelnd erfaßt hatte, fahren und hielt ihm das geliebte Spielzeug entgegen. Und als er nicht danach griff, da setzte das Kind das kleine, zottige Ungetüm zärtlich, liebevoll in den breiten, geschnitzten Stuhl, der in dem weiten, großen Hausgang stand.

Da schritt der Mann, und er kannte sich selbst nicht, daß er, der Harte, Unbeugsame, einer Kinderstimme erlag, zu einer Truhe, die unter einem hohen Fenster stand, schlug den Deckel zurück und brachte nach kurzem Suchen ein braunes, poliertes Kästchen heraus.

„Hier! Und da ist der Schlüssel, verwahre ihn gut!“ sagte er kurz und wollte das Kästchen eben in die freudig ausgestreckten Hände des Knaben legen, da zog er es wieder zurück, zögernd, überlegend: „Nein, warte, ich . . . ich sende es am Abend. Es ist heute doch Christtag, nicht?“

„Ja,“ sagten alle drei fröhlich, „heute ist Christtag.“

„Du bist gut!“ sagte der Kleine. „Nun sag' ich dir auch meinen Weihnachtsspruch. Höre: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!‘“

Feierlich tönte das Stimmlein in der weiten Halle.

Was saß dem Mann in der Kehle? Tränen? Tränen, ihm, dem Strengen, Harten, finster Gewordenen?

Zögernd standen die Kinder noch ein Weilchen. Aber der Mann stand so seltsam unbeweglich. Er streckte nur mit



einer jähen Bewegung die Hand aus und legte sie dem Bübchen auf den blonden Kopf.

Das nahmen sie als Abschied. Und gingen langsam, seltsam ergriffen die Treppe hinunter. Sie fühlten etwas wie Mitleid, ja wie warm strömende Liebe für den einsamen Mann. Das Pergamentgesicht ließ sie aus der Türe in die verschneite Winterwelt hinaus. Sie wandten sich schüchtern noch einmal um, und das Brüderchen winkte mit der Hand zu dem Mann hinauf, der dort dicht an der Türe immer noch stumm und unbeweglich stand, in tiefster Seele erschüttert.

Sein Auge, das fast unbewußt den Kindern gefolgt war, fiel auf den Stuhl, in dessen bunten Polstern der kleine, braune Bär saß, die steifen Glieder weit von sich streckend.

Was es wohl das Bübchen gekostet hatte, sich von seinem Liebling zu trennen und ihn fremden Händen zu überlassen! Ein Opfer war das, ein Opfer, — wie er in seinem ganzen Leben noch keines gebracht hatte. Noch keines hatte bringen wollen!

Und der Knabe, der blonde Krauskopf! Wie kühn er dagestanden war! Wie seine Augen geblitzt hatten! Floss nicht dasselbe Blut wie seines durch des Knaben Adern?

Und das Mädchen, aus dessen Augen ihn die Schwester angeblickt hatte! Es war vor ihm gestanden in der gleichen rührend-vertrauenden Kindlichkeit, die einst ihr eigen gewesen war, um derentwillen er einst alle hochfliegenden Pläne seines heißen, wilden, tatendurstigen jungen Herzens zu Boden gerungen hatte, um nichts zu sein als nur der Schützer und Hüter eines ohne ihn heimatlosen Kindes, seiner Schwester. Wie heimlich süß ihm das Wort damals geklungen hatte! Seine Schwester! Daß er es in Groll und Grimm hatte vergessen können, daß er eine

Schwester hatte — derselben Mutter erwachsen, die auch ihm einst das Leben gab!

Doch finstere Gewalten umflochten düster und feindlich die Gedanken des Friedens: „Es waren nicht nur ihre Kinder, die da vor dir standen, dein Herz bewegend und rührend, an alte Zeit gemahnend! Auch seine waren es! Dem Blut des Mannes entsprossen, der sich einst zwischen euch drängte, daß der geschwisterliche Bund, der wie auf Felsen gegründet schien, in Schutt und Trümmer zusammenfiel, des Mannes, der einst dein Freund gewesen, und den du als deinen Todfeind hassen lerntest in der Stunde, in der du erkanntest, daß deiner Schwester erwachende Seele sich zu ihm neigte — der dir die Schwester nahm, daß du mit der Schwester zugleich auch den Freund verlorest, auf ewig.

Ewig?

Sollte es unausführbar sein, was noch eben, da er das Kästchen zurückhielt, sein Herz gesprochen hatte? Wie hatte das Bübchen, das zarte, kleine Bübchen gesagt?

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen . . .!“

Laut sprach er die Worte vor sich hin, und erstaunt blickte unten das Pergamentgesicht aus seiner Stube.

„Friede auf Erden . . .“

Als sei er mit einer Zauberrute berührt, so verstand er in einem einzigen Augenblick, was es gewesen war, das ihn mit einemmal mit seltsam unwiderstehlicher, drängender Gewalt aus der ewigen Sonne des Südens in die winterliche Heimat gezogen hatte. Die Weihnachtsbotschaft! Jahre waren vergangen, seit er sie, an der Seite der Schwester, das letzte mal gehört hatte. Heiße, wilde Jahre, in denen er alle tief forschende Arbeit getan, alle

Glut und Schönheit der Welt genossen, alle Abenteuer durchkostet, das Leben durchlebt hatte, nach dem einst seines Jünglingherzens Sehnen ging, das er damals, um der Schwester willen, zum Schweigen brachte. Aber die Weihnachtsbotschaft, die Botschaft der Liebe und des Friedens — — die hatte er seither nie mehr und nirgends vernommen, nicht im Eise der Polarnacht und nicht unter den Blütenbäumen des Südens, nirgends, nirgends hatte er dies eine gefunden: die Weihnachtsworte, wie sie daheim im Munde der Kinder leben.

Um ihretwillen hatte er aufbrechen müssen, reisen durch Nacht und Tag, daß sie zur rechten Stunde, am heutigen Tage und aus diesem Munde zu ihm sprechen konnten.

In dem freundlichen Haus auf der anderen Seite der Stadt zündeten Vater und Mutter den Lichterbaum an. Und drei Kinderherzen klopften voll Glück dem seligsten Augenblick des Jahres entgegen.

Leise ging die Hausglocke. Die alte Brigitt öffnete und prallte zurück wie vor einem Geist, als sie sah, wer in dem hellerleuchteten Flur vor ihr stand.

„Herr,“ stammelte sie, „Herr, daß Ihr endlich wieder kommt!“ Und sie wußte nicht, ob sie wache oder träume.

Der Mann aber brachte die alte Spieluhr, die er durch den kalten Winterabend getragen hatte, als sei sie sein warmes Herz, zu den Eltern und den jubelnden Kindern unter den brennenden Baum, und es war noch nie ein so schönes Fest gefeiert worden wie dieses.

Und das Bübchen, das Jüngste, stand unter dem Lichterbaum, und sein Stimmlein sprach ernst und voll Andacht die uralten, heiligen Weihnachtsworte: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Evas Smaragden

Roman von Alexandra von Boffe / Fortsetzung

Eva aß und trank mechanisch, und befriedigt sah Mascha zu, als es an der Wohnungstür klingelte und sie hinaus mußte, zu öffnen. Eva horchte. Sie hörte eine fremde Männerstimme im Vorsaal sprechen, die immer erregter wurde; immer lauter, schließlich schrie der Mensch: „Was? Nein, heute muß ich es haben! Heute! Genug habe ich schon gewartet. Ich brauche mein Geld, ich will auch leben! Nein, nein, ich bin nicht still! Jetzt war Simon Simonowitsch hier, hat alles gekauft, und wenn Simon Simonowitsch kauft, weiß man schon . . .“

„Mascha!“ rief Eva, die das Geschrei nicht länger mit anhören wollte, und Mascha steckte den Kopf durch den Türspalt, wollte beruhigen: „Es ist nichts, Duschinka, nur ein Kerl mit einer Rechnung. So ein unverschämter Mensch!“

„Gib die Rechnung!“

Mascha gehorchte unwillig. Es war eine Sattlerrechnung, die darin aufgeführten Reparaturen und kleine Lieferungen an Lederfett und Riemenzeug datierten in den Winter zurück. Die Gesamtsumme belief sich auf hundertsiebenundachtzig Rubel. An sich war es eine Kleinigkeit, aber Eva hatte nur wenig mehr als das noch in ihrer Börse. Angstlich sah Mascha zu, wie Eva die Scheine herausnahm, abzählte, und zögernd nahm sie das Geld, als es ihr zugeschoben wurde, zog brummend damit ab.

Eva überzählte den Rest ihrer Barschaft. Es war kaum genügend, um damit nach Terijoky zurückreisen zu können. Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn auf die verschränkten Hände, dachte angestrengt nach: Es mußte Geld beschafft werden! Es konnten noch andre

Leute kommen, die bezahlt werden wollten, und sie konnte, wenn sie nach Terizofy zurückkam, nicht ganz ohne Geld sein. Es war ihr nun ganz klar, daß Gregor sie verlassen hatte und ganz gewiß vorläufig nicht wiederkommen würde. Er hatte irgendwie alles Geld ausgegeben, verloren, verspielt vielleicht, darum war er genötigt gewesen, die Wohnungseinrichtung zu verkaufen. War es so, dann konnte er und würde er ihr auch kein Geld mehr schicken, und sie mußte für sich selbst sorgen.

Eva überlegte kaum, ob Gregor wohl das ganze Vermögen, das sie in die Ehe gebracht, vertan hatte; ob es noch oder nur ein Teil davon vorhanden, nützte es ihr doch jetzt nichts, denn sie wußte nicht einmal, auf welcher Bank Gregor es deponiert hatte, so wenig hatte sie sich um ihr Eigentum bekümmert, so ganz alles Gregor überlassen. Aber sie erinnerte sich an den Stahlschrank, der, weil wo anders kein Platz dafür gewesen, in der kleinen Garderobe neben dem Schlafzimmer stand. Vielleicht war da noch Geld oder Wertpapiere. Jedenfalls war der Schmuck darin, ihr Smaragdschmuck! Nein, verkaufen konnte sie den natürlich nicht, aber — überlegte sie — wenn sie ihn zu ihrem Juwelier Jakobowsky brachte, lieb er ihr vielleicht tausend Rubel oder mehr darauf. Sie besaß einen Schlüssel zu dem Schrank, und Gregor hatte ihr einmal das Buchstabengeheimnis des Schlosses erklärt.

Es kam ihr plötzlich der Gedanke, daß Gregor den Schmuck vorsichtshalber zur Bank gebracht haben könnte, das erschreckte sie. Sie ließ das Essen stehen und ging rasch in die Garderobe hinüber, wollte gleich nachsehen. Nicht für einen Augenblick kam ihr der Gedanke, Gregor könnte auch den Schmuck verkauft haben — ihres geliebten Mamachens Smaragden. Nein, so etwas hätte er ihr nicht antun können! Als es ihr nach einiger Mühe

gelang, die schwere Stahltür zu öffnen, sah sie gleich die beiden Samtkästchen, in denen der Schmuck verwahrt war, und atmete erleichtert auf.

Sie suchte erst in dem kleinen, inneren Fach nach Geld oder Wertpapieren, fand nur einige Dokumente, dann nahm sie die beiden Etuis heraus. In dem größeren, von dem sie den Deckel zurückschlug, lag der Halschmuck, in dem kleineren die beiden dazu gehörenden Armbänder, die sie nicht getragen, weil sie so schwer waren. Als sie den Schrank wieder schloß, kam Mascha herein und machte runde Augen vor Erstaunen. Eva mußte der Guten ihr Vorhaben erklären, womit sie vorerst nicht einverstanden war. Sie sagte etwas, von Frau Dssypin, die sicher gern Geld geben würde, bis der Barin zurückkäme. Aber davon wollte Eva nichts wissen. Nein, niemand, niemand sollte wissen, in welche Lage sie durch Gregor verfeßt worden war!

Sie wollte gleich gehen, die Sache hinter sich zu haben, und bestellte eine Droschke, die Etuis steckte sie in eine kleine Reisetasche von Krokodilleder. Ihre Wohnung lag in einer Seitenstraße, die vom Newakai abzweigte, im vornehmsten Teil Petersburgs, und sie fuhr den herrlichen Kai entlang, vorüber an den prächtigen Palästen der Großfürsten, reicher russischer Adliger, millionenschwerer Financiers und den Niederlassungen verschiedener fremder Gesandtschaften. Sie lagen jetzt, im Sommer, zumeist verlassen, an vielen Fenstern waren diealousien herabgelassen, die überlebensgroßen Torhüter standen gähnend unter den Portalen und Auffahrten. Sie kam an der großen Fontanka vorüber; rauschend ergossen sich von allen Seiten mächtige Wasserfluten in das riesige Bassin, Spaziergänger in hellen Sommersachen spazierten hier, den kühlen Hauch des sprühenden Wassers genießend.

Sie kamen am Winterpalais vorüber, das jetzt verödet lag, denn die kaiserliche Familie weilte in der Krim, aber doch war der mächtige Prachtbau von Schildwachen umgeben. Und dann fuhren sie den Newskyprospekt entlang. Er war nicht ganz so belebt wie im Winter, doch war der Verkehr noch lebhaft genug. Endlich hielt die Droschke vor Jakobowskys Goldwarengeschäft mit den zwei strahlenden Auslagefenstern.

Eva klopfte das Herz bis an den Hals hinauf, als sie eintrat, und sie atmete erleichtert auf, als sie sah, daß keine Kunden sich im Laden befanden. Jakobowsky, ein kleiner, schlanker Herr mit dichtem, weißem Haar, ditto Spitzbart und durchdringenden schwarzen Augen unter buschigen Brauen, erkannte sie sofort, begrüßte sie respektvoll und rückte ihr einen Stuhl zurecht. Er war in einen tadellosen Gehrock gekleidet und sah aus wie ein französischer Diplomat.

Eva errötete verlegen, als sie zögernd ihr Anliegen vorbrachte, sah ängstlich in des Juweliers Gesicht, ob er sehr erstaunte, aber der alte Herr lächelte verbindlich und erklärte bereitwillig: „Gewiß, das läßt sich machen, Euer Wohlgeboren, aber natürlich.“

Eva legte die beiden Etuis auf die Glasplatte des Ladentisches, darunter es von Juwelen blühte und schimmerte. Sie sagte dabei, wenn ihr Mann aus den Mandvern zurückkäme, würde er den Schmuck wieder auslösen.

Jakobowsky nickte zustimmend. Er kannte Evas Smaragden. Er hatte den Schmuck im Winter zuvor in Händen gehabt, daran das Schloß repariert, darauf zwei- bis dreitausend Rubel zu leihen, war kein Risiko. Er schlug den Deckel des größeren Etuis zurück, und von der weißen Samtunterlage blühten die grünen Steine.

„Ein prachtvoller alter Schmuck,“ sagte er bewundernd. Aber plötzlich stutzte er, beugte sich darüber, nahm dann ein Vergrößerungsglas von seinem Pult und blickte scharf hindurch, dabei schwand alle freundliche Verbindlichkeit aus seinen Zügen, sein Gesicht wurde sehr ernst. Endlich blickte er auf und sagte langsam: „Euer Wohlgeboren — das da — hm — ich weiß nicht, ob Euer Wohlgeboren sich mit mir einen Scherz machen wollten.“

„Was? Wieso?“ stammelte Eva.

„Nun ja. Diese Steine da sind nicht echt. Sie sind eine der Form nach ganz gute Imitation, aber sonst . . .“

„Was — was sagen Sie?“

„Haben Sie das nicht gewußt? Als ich diesen Schmuck vor Weihnachten hier hatte, waren die Steine da gut, tadellose und selten schöne Smaragden, aber nun — das da, das ist grünes Glas.“

Eva starrte ihn ganz entgeistert an, brachte kein Wort über die erblaßten Lippen, die sich lautlos öffneten und wieder schlossen. Sie wollte sich erheben, aber mit stöhnendem Laut sank sie zurück, graubleich wurde ihr Gesicht. Erschrocken goß Jakobowsky Wasser aus einer Karaffe in ein Glas, eilte um den Tisch herum und hielt es an ihre Lippen, sie trank einen Schluck und erholte sich. Er sah, daß auf ihrer Stirn Schweißtröpfchen standen, und Mitleid ergriff ihn.

„Entschuldigen Sie, Herr Jakobowsky,“ flüsterte sie, „ich wußte wirklich nicht, daß . . .“

„Ja, ich verstehe,“ fiel er ein und lächelte ihr freundlich zu, „man hat Euer Wohlgeboren beraubt.“

„Ja — aber wann? Aber wie?“ murmelte sie und durch ihren armen verwirrten Kopf schoß die Frage, ob wohl die Steine schon vertauscht gewesen waren, als sie den Schmuck zum letztenmal bei ihrem großen Fest ge-

tragen. Und wer hatte grünes Glas für die Smaragden eingesezt? Gregor?

Jakobowsky wollte ihr Zeit lassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Er hatte so manches über die Ver= schwendungssucht Sublinoffs gehört, was ihm die Ver= wandlung der Smaragden in wertloses Glas erklärlich erscheinen ließ, aber was ging ihn das an. Er nahm das kleinere Etui in die Hand, öffnete es, betrachtete die beiden breiten Armbänder eingehend, nahm wieder das Ver= größerungsglas, nickte befriedigt und erklärte dann ganz geschäftsmäßig: „An den Armbändern sind die Steine echt und auch sehr schön. Wenn Euer Wohlgeboren diese hier lassen wollen . . .“ Er prüfte nochmals die beiden größten Steine. „Nun ja, zweitausend Rubel gebe ich, wenn die Armbänder als Pfand dableiben, und für die doppelte Summe bin ich Käufer.“

„Gut — ja — zweitausend . . .“ stammelte Eva und erhob sich.

Sie konnte es kaum erwarten, bis er die Scheine aufgezählt, dann zwei Quittungen ausgestellt, davon sie eine unterschreiben mußte, was sie tat, ohne sie zu lesen. Höflich packte er den Halschmuck in die kleine Reisetasche, fragte dann, ob er nicht einen Wagen holen lassen sollte, aber sie schüttelte den Kopf, hastete grußlos aus dem Laden, und mit gerunzelten Brauen blickte er ihr nach.

„Ob sie es wirklich nicht wußte, daß die Steine falsch sind?“ murmelte er.

Gleich einer Schlafwandelnden ging Eva durch den jetzt lebhafteren Verkehr des Newskyprospekts. Sie sah nicht die Menschen, die ihr entgegenkamen, nicht die, welche sie überholten, sie hörte nichts, sie fühlte nicht den Boden, auf den sie trat, stolperte einigemal, ohne es zu

beachten. Ganz mechanisch verfolgte sie den richtigen Weg, und so verstört sah sie aus, so schwankend ging sie, daß mehrmals Leute, die an ihr vorbeikamen, sie prüfend anblickten und, stehen bleibend, ihr nachsahen.

Beraubt worden! Diese zwei Worte bohrten in ihrem Hirn. Gregor hatte sie beraubt. Er hatte falsche Steine anfertigen und für die echten in den Halschmuck einsetzen lassen, damit sie es nicht merken sollte. Er hatte sie auch noch betrügen wollen, seinen Raub zu verheimlichen. Gregor! Wer sonst? Wie hatte er so etwas tun können? War es denn möglich? Und gerade er — Gregor! Es wäre in ihren Augen viel weniger schlimm gewesen, wenn er den Schmuck verkauft hätte, wie er die Wohnungseinrichtung verkauft hatte. Aber diese falschen Steine — der wohlüberlegte Betrug . . . Wie sie sich geschämt hatte vor dem Juwelier! Grünes Glas! Er hatte geglaubt, sie wollte ihn damit betrügen!

Heiße Scham durchflutete sie abermals und verfestete ihr den Atem. Stehen bleibend, presste sie die Hand auf das schmerzende Herz. In diesem Augenblick kam ihr ein schlanker, kleiner Herr entgegen, der bei ihrem Anblick stutzte, dann respektvoll den Hut zog. Durch diese Bewegung wurde sie aufmerksam, starrte ihn an, ohne ihn zu erkennen, aber da trat er auf sie zu: „Ah, Madame Sublinoff, welche Überraschung!“ redete er sie in französischer Sprache an. „Ich vermutete Sie in Terijoky.“
„Herr von Bergen . . .“

Erst als er sprach, erkannte sie ihn, und gleich sprang in ihr der Gedanke auf: er weiß, wo Gregor ist! Ohne seinen Gruß zu erwidern, faßte sie nach seinem Arm.

„Wo ist Gregor! Wissen Sie, wo Gregor ist?“ fragte sie, und er sah in das bleiche, verstörte Gesicht, erschrak, befürchtete eine Szene.

„Aber ich weiß ja nicht — ich weiß wirklich nicht!“ erwiderte er.

„Doch, doch, Sie müssen es wissen!“ rief sie und ihre Hand umklammerte fester seinen Arm. Glücklicherweise war ihre Stimme fast tonlos, aber ihr Aussehen und die Art, wie sie ihn am Arm gefaßt, erregte bereits die Aufmerksamkeit einiger Passanten, und beruhigend bat er: „Nehmen Sie meinen Arm, Gnädigste, bitte, ich begleite Sie ein Stück und erzähle Ihnen, was ich weiß.“

Dabei zog er ihre Hand durch seinen Arm, und sie ging mit ihm, aber er bemerkte bald, daß sie nahe am Zusammenbrechen war, so schwer stützte sie sich auf ihn, auch fragte sie nicht mehr, atmete kurz und schnell. Da winkte er einen Wagen heran, half ihr hinein, nannte dem Kutscher ihre Adresse, und nach kurzem Zögern setzte er sich neben sie. Nein, er konnte die Arme nicht allein fahren lassen. Tiefes Mitleid bewegte ihn, als er in ihr blaßes, leidvolles Gesicht blickte und sich dabei erinnerte, wie blühend und sorglos er sie noch vor wenig mehr als einem Jahr in Konstantinopel gesehen hatte.

Sie erholte sich allmählich während der Fahrt, und ihr Gesicht Bergen zuwendend, fragte sie nochmal: „Wo ist er — Gregor?“

Dabei legte sie ihre Hand wieder auf seinen Arm, und er legte seine darüber, streichelte besänftigend ihre arme, kleine, bebende Hand.

„Liebe, liebe Eva Swanowna, ich weiß es tatsächlich nicht, wo er jetzt ist,“ versicherte er, aber sie verstand nicht, weil der Wagen so viel Lärm machte. Da kam Asphalt, und er wiederholte das Gesagte, setzte hinzu: „Ich weiß nur, daß er schnell von Petersburg fort mußte, aber nicht, wohin er gereist ist. Gewiß wird er bald schreiben und Ihnen . . .“

„Warum mußte er schnell von Petersburg fort?“ unterbrach sie ihn, und er verwunderte sich: „Aber wissen Sie denn nicht . . .?“

„Was — was?“

„Aber von dem Duell! Man spricht schon überall davon, weil irgendeiner, der dabei war, den Mund nicht gehalten hat.“

Evas blaue Augen starrten ihn weitgeöffnet an, ganz dunkel erschienen sie, ganz anders wie sonst, und er wünschte, er hätte jetzt selbst den Mund gehalten.

„Ein Duell?“ fragte sie. „Weshalb? Mit wem?“

„So wissen Sie wirklich nicht? Ach, eine dumme Sache, mit dem Goritzky, und er wurde schwer verwundet dabei.“

„Gregor —?“

„Nein, Goritzky. Nun war gerade durch einen kaiserlichen Ukas allen russischen Offizieren der Zweikampf wieder verboten worden, und weil dieser arme Goritzky leider an der Verwundung starb . . .“

„Tot ist er? Tot!“ schrie Eva auf und sank einer Ohnmacht nahe zurück. Da hielt der Wagen bereits, und unten am Tor stand Mascha, die schon ängstlich nach ihrer Herrin ausgesehen hatte und besorgt herantrat. Ihr flüsterte Bergen zu, der Herrin sei nicht wohl, sie sollte sie lieber gleich zu Bett bringen und einen Arzt holen. Er half Eva, die sich aufgerafft, aus dem Wagen, führte sie mit Mascha ins Haus, wollte sie auch hinaufbegleiten, aber im Hausflur verabschiedete sie ihn hastig: „Danke, Herr von Bergen, nein, bemühen Sie sich nicht weiter, bitte nicht.“

Und mit mattem Lächeln und traurig bittendem Blick reichte sie ihm die Hand, die er küßte, dann wandte sie sich rasch ab, und er sah ihr nach, wie sie, auf Maschas

Arm gestützt, langsam die Treppe hinaufzusteigen begann, ganz vornübergebeugt, als sei sie schon eine alte Frau. Er war wütend auf sich selbst, daß er von dem Duell gesprochen. So eine Dummheit! Und er war wütend auf Gregor.

„Ein Schuft — ein Schurke ist er!“ murmelte er und wußte noch nicht einmal, wie viel schurkischer, als er annahm, sich dieser einst von ihm geradezu angebetete Freund gegen seine unglückliche Frau benommen hatte.

Oben in der Wohnung angelangt, setzte Eva sich im Vorzimmer auf einen Stuhl, sie konnte nicht weiter, und alles drehte sich um sie langsam im Kreise. Plötzlich dachte sie gar nicht mehr an Gregor, und die Geschichte von dem Duell entschwand ihrem Gedächtnis, dafür erinnerte sie sich wieder an den Mann, der die Möbel gekauft hatte, und den Sattler mit der Rechnung, die bezahlt werden mußte. Aber hatte sie die nicht schon bezahlt? Ja, sie war fortgegangen, Geld zu holen und den Schmuck . . . aber wo war denn die Tasche mit dem Etui und dem Geld, das sie . . .?

Entsetzt starrte sie ihre leeren Hände an, wollte sich erheben.

„Ma—scha . . .“

Lautlos sank sie zu Boden, ehe Mascha, die sich gerade der noch offenen Wohnungstür zugewandt, sie daran verhindern konnte.

„Barmherziger!“

Mascha kniete schon neben ihr, versuchte ihren Oberkörper aufzurichten, während in der Wohnungstür die Frau des Dwornik erschien mit der Tasche in der Hand. Eva hatte sie ganz vergessen, sie war im Wagen zurückgeblieben, und Bergen hatte es bemerkt, als er den

Kutscher bezahlte, hatte sie beim Dwornik abgegeben. Die Frau half nun Mascha, die bewußtlose junge Frau aufzuheben und im Schlafzimmer auf das Bett zu legen, dann schickte Mascha sie fort. Schnell, schnell sollte sie einen Arzt herbeiholen, den nächsten, und sie lief fort.

Graubleich lag Eva und atmete kaum, und Mascha, halb wahnsinnig vor Angst, versuchte vergebens ihr etwas Wasser einzulösen; sie schluckte nicht.

„Sie stirbt!“ dachte Mascha, und Tränen stürzten aus ihren Augen. „Jesus, Jesus, wie lange Natascha fortbleibt und keinen Arzt findet!“ murmelte sie. Aber da kamen schon eilige Schritte die Treppe herauf, und sie lief in das Vorzimmer, dem Arzt entgegen, den Natascha soeben einließ. Ein noch ganz junger Mann, das gefiel Mascha nicht, aber er trug einen Medizinkasten, das beruhigte sie wieder.

„Schnell, schnell, lieber Doktor, sie stirbt! Jesus, Jesus! Sie atmet fast gar nicht mehr!“

Er ging hinein, beugte sich über die Bewußtlose, fühlte ihren Puls, horchte an ihrem Herzen, wies Mascha an, Flaschen mit heißem Wasser zu füllen und an die Füße der Kranken zu legen.

Als Mascha mit zwei Steinkrügen voll heißen Wassers wieder hereinkam, war das Zimmer voll Aethergeruch, und sie sah, daß Evas Lippen wieder Farbe hatten, ihre Brust sich wieder hob und senkte, dennoch klagte sie: „Jesus — Jesus! Das arme Seelchen!“

Der Arzt blickte auf.

„Hör' auf zu jammern, Mascha! Es ist nur eine tiefe Ohnmacht, und sie wird sich bald erholen. Hast du starken Wein?“

„Ja — ja.“

„Bring' die Flasche und ein kleines Glas. Hast du gute

Fleischbrühe, ja? Nun, so wärme sie und bringe davon in einer Tasse.“

Mascha holte den Wein und eilte wieder in die Küche, die Fleischbrühe zu wärmen. Zwei Flaschen voll hatte sie aus Terizofy mitgebracht. Sie war schon beruhigt. Eva lag nicht im Sterben, und dieser gute junge Arzt war flug, er hatte sie schon gerettet und gab nicht zu, daß sie starb. Es wunderte sie gar nicht, daß er sie bei ihrem Namen angeredet hatte, weil Natascha, die Frau des Dwornik, ihn vielleicht genannt hatte, aber während sie am Herde stand, die Fleischbrühe wärmte und klärte, überlegte sie, wo sie den jungen Doktor schon gesehen haben konnte, denn so bekannt kam er ihr vor.

Inzwischen erwachte Eva. Als sie die Augen aufschlug, war sie noch ganz benommen und erinnerte sich an nichts, was vorgefallen war. Erwachend, hatte sie geträumt. Es war kein zusammenhängender Traum gewesen, den sie hätte erzählen können, nur Bruchstücke, gleich Filmbildern, die sich abrollten und verschwanden. Sie glaubte noch zu träumen, als sie die Augen aufschlug und zu dem jungen Arzt aufblickte, dessen graue, fluge Augen mit freundlichem Ausdruck ihrem Blick begegneten. Still sah sie ihn an, und dann glitt ein Lächeln um ihre Lippen.

„Du bist es, Dieter?“ fragte sie, noch immer zu träumen meinend, und er nickte, ihr Lächeln erwidierend. Dann beugte er sich nieder, stützte ihren Kopf ein wenig und hielt ihr das Gläschen mit Portwein, in das er ein beruhigendes Pulver gemischt, an die Lippen. Sie trank, lächelte, murmelte einige undeutliche Worte, dann sanken ihre Lider wieder herab, und erschöpft schlief sie ein.

Dieter Wandrup stand minutenlang regungslos und sah auf das junge, blasser, nun so schmal gewordene Gesicht herab, aber als dann Mascha ins Zimmer kam, hatte

der Doktor die dunklen Rouleaus an den Fenstern herabgelassen und winkte ihr, mit ihm aus dem Zimmer zu gehen.

„Die Barina wird jetzt einige Stunden schlafen,“ sagte er in seinem Deutschrussisch, „und sie darf nicht geweckt werden. Auf keinen Fall, hörst du! Ich komme gegen neun Uhr noch einmal. Aber sage, wodurch ist diese Ohnmacht gekommen?“

Mascha erzählte etwas verworren von den verkauften Möbeln, aber sie sagte nichts davon, daß Eva ausgefahren war, den Schmuck zu verkaufen. Sie meinte, wenn der Arzt glaubte, es sei wohl kein Geld da und daß er vielleicht nicht bezahlt werden würde, käme er am Ende nicht wieder. Aber sie gestand, wie nahe Eva vor ihrer Niederkunft war, und wunderte sich, wie besorgt plötzlich das Gesicht des jungen Arztes ausah.

„Und wo ist jetzt ihr Mann, Gregor Kyrillowitsch?“ fragte er.

„Wir wissen es nicht. Er ist fortgereist,“ war die Antwort.

Als er um neun Uhr kam, schlief Eva noch. Er setzte sich zu Mascha in die Küche, wartete. Sie hatte von Natascha ein junges Hühnchen holen lassen, es gebraten und etwas Reis und Salat dazu hergerichtet, damit etwas da war, falls Eva Hunger haben sollte. Er lobte das, unterhielt sich mit ihr über Terijokj. Und immer wieder mußte sie ihn ansehen, immer bekannter erschien er ihr, so daß sie ganz mitteilhaft wurde und er so nach und nach, ohne viel zu fragen, erfuhr, wie es um Evas Ehe stand. Als er wieder einem von Maschas nachdenklichen Blicken begegnete, sagte er lächelnd: „Nun, gute Mascha, hast du mich noch immer nicht erkannt?“

Mascha starrte ihn an.

„Ach, Herr, ich weiß schon, ich kenne Sie, aber ich weiß doch nicht . . .“

„Nun, denk' mal an Riga.“

„An Riga? Ach, das ist so lange her . . .“

„Ja, aber Eva, als sie erwachte, hat mich doch gleich erkannt.“

„Jesus! Jesus!“ murmelte Mascha, während sie des Doktors Gesicht betrachtete und gleichsam zerlegte: Diese kantige Stirn, diese klugen, ernsten und doch freundlichen Augen, der Mund . . . ja, das kannte sie doch! Und in Riga . . .

„Barmherziger!“ rief sie plötzlich laut aus. „Aber Sie sind doch nicht . . .?“

„Nun ja,“ nickte er.

„Dititschka! Wirklich?“

Er lachte. So hatte ihn Mascha immer genannt, und als er sah, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten, sprang er auf, umarmte und küßte sie ohne weiteres.

„Gute alte Mascha, ich bin es wirklich!“

„Und Gott hat Sie geschickt gerade jetzt,“ murmelte Mascha, ganz erschüttert von diesem Wiedersehen. Aber sie hatten zu laut gesprochen, Eva war dadurch erwacht, rief, und Mascha wollte davonstürzen, aber Dieter hielt sie noch zurück: „Nenne mich nicht! Sage ihr nur, daß der Doktor da ist!“

Eva hatte sich bereits aufgerichtet, als Mascha eintrat, wunderte sich, daß sie auf dem Bett lag und das Zimmer verdunkelt war. Mascha sagte, sie habe sich zu sehr angestrengt, sei ohnmächtig geworden, und darum habe sie einen Doktor geholt. Eva strich sich über die Stirn, langsam erinnerte sie sich, aber sie wollte nicht an das Schreckliche denken; noch war sie halb vom Schlaf benommen.

„Ich habe so schön geträumt,“ sagte sie, „von Riga träumte mir — und Dieter war da. Ganz wie früher war er, nur sah er nicht mehr aus wie ein Junge.“

„Der Doktor ist wieder da,“ sagte Mascha, nicht auf ihren Traum eingehend. „Er ist noch einmal gekommen, zu sehen, wie es Ihnen geht, Ewitschka.“

„Ach, es war gar nicht nötig, einen Doktor zu holen,“ schalt Eva, aber da ging schon die Lüre auf, und nicht der alte Doktor Grünwald, den sie zu sehen erwartet, kam herein, sondern ein junger Mann war es, und als er durchs Zimmer schritt, wollte sie ihren Augen nicht trauen, glaubte, sie träume wieder: Das war ja Dieter Wandrup!

Er kam an ihr Bett, setzte sich auf den Stuhl, der danebengerückt war, und nahm ihre Hand. Wortlos zuerst sah sie ihn an. Er sah noch genau so aus, wie sie ihn in Erinnerung hatte, es war, da er keinen Bart trug, noch daselbe Anabengesicht mit der kantigen Stirn, dem freundlichen Mund und den klugen, ernstern Augen, nur männlicher geworden. Noch benommen von ihren Träumen, vergaß sie die Jahre, die zwischen ihrer Trennung und dem Heute lagen, und mit matter Stimme redete sie ihn als den Freund an, den sie schwesterlich liebgehabt: „Du, Dieter? Aber wie kommst du hieher?“

Und der Ton ihrer Stimme, wie ihre Worte machten es, daß er für den Augenblick ebenfalls nur an die kleine Eva dachte, als er antwortete: „Ich habe dich in Riga gesucht, Eva, dort erfuhr ich, du seiest in Petersburg. Als ich dorthin kam, wurde mir gesagt, du wärest verlobt und würdest bald heiraten, und darum — ging ich damals nicht zu dir.“

Ein Schatten glitt über ihr Gesicht, sie senkte den Blick, und ein tiefer, stoßender Seufzer, der fast wie ein Auf-

schluchzen war, hob ihre Brust. Dann sagte sie ganz leise:
 „Ach, wärst du doch früher gekommen . . .“

Er schwieg. Er sah, wie unter ihren gesenkten Lidern hervor langsam Träne auf Träne hervorperlte, mehr, immer mehr. Er gab ihr das Taschentuch, nach dem sie mit der Linken suchte, aber ihre rechte Hand blieb in seiner. Lange weinte sie so schmerzlich und lautlos, während er schweigend ihre Hand in seiner hielt und leise streichelte.

Nun die Schatten dunkeln,
 Stern an Stern erwacht,
 Welch ein Hauch der Sehnsucht
 Flutet durch die Nacht!

Geibel

Der Winter war gekommen mit seinen langen, dunklen Nächten. Alle Landhäuser in Terijoky, die im Sommer voller Leben gewesen, standen nun mit geschlossenen Fensterläden, als schliefen sie, und waren dabei so in Schnee eingepackt, wie in große weiße Federbetten. Vor Weihnachten war es zwar sehr kalt gewesen, aber wenig Schnee fiel, dafür schneite es jetzt im Januar tage- und nächtelang ununterbrochen, heftige Nordstürme wüteten, und am Strande türmten sich die Eischollen zu Bergen, denn das wilderregte Meer hatte die Eisdecke, die sich an der Küste gebildet, gesprengt und warf die Trümmer ans Land.

Jeden Tag kam trotz Schnee und Sturm der finnische Bauer Lasko Androdi, der Evas Nachbar war, schneebedeckt und den Bart voll Eis, brachte Butter und frische Milch, half dann Mascha, Schnee fortzuräumen. Seit vierzehn Tagen war kein Zug mehr von Petersburg gekommen, weil die Schienen verweht waren, und es war ein Glück, daß Eva vom Sommer her noch so viele Vorräte hatte.

Gestern endlich hatte sich der Sturm gelegt, es hörte auf zu schneien, und heute, um Mittag, kam die blasse Sonne ein wenig hervor, sandte ihre schrägen Strahlen durch die Fenster der Wohnstube, alles freundlich erhellend. Eva hob ihr kleines Mädchlein, das eben ausgeschlafen hatte, aus seinem Bettchen, wickelte es fest in eine Decke und trug es ans Fenster, damit es die Sonne schaue. Es zwinkerte geblendet, aber dann jauchzte es auf und streckte die Händchen aus, weil ein dickaufgeplustertes Späß sich draußen auf den Fenstersims gesetzt hatte, sie anguckte und so laut tschirpte, daß man es durch die doppelten Scheiben hindurch hörte.

Die kleine Minja hatte dunkelbraune Haare, die sich ein wenig lockten und, wenn das Licht darauf fiel, rötlich schimmerten. Die feingeschwungenen Brauen über ihren dunklen Augen und die langen seidigen Wimpern waren schwarz, aber die Farbe ihrer Haut weiß und zart, wie bei einem blonden Kindchen, und ihr rosiges Gesicht zeigte in jeder Linie die sanften Züge der Mutter. Eva hatte sie nach Frau Malvers Hermine taufen lassen, und Minja wurde sie genannt.

Seit es so kalt war, stand das Bettchen des Kindes im Wohnzimmer, weil es das einzige Zimmer war, das sich gut heizen ließ. Der große Kachelofen verbreitete Tag und Nacht gleichmäßige Wärme. Zur Nacht ließ sich Eva auch ihr Bett in dieses Zimmer bringen, ein schmales Feldbett, das leicht aufzurichten war, und Mascha schlief in der Küche. Man mußte sich so einrichten, denn das Haus war nicht für den Winter gebaut. Sie hatten Doppelfenster einsetzen lassen, die Fugen waren alle mit Glaserkitt verpicht worden und nur ein scheidengroßes Fensterchen, das die Russen „Wasisdas“ nennen, konnte zur Lüftung geöffnet werden.

Minja war am sechzehnten September geboren worden und jetzt fast vier Monate alt. Noch nährte Eva das Kind selbst, darum entwickelte es sich kräftig und war seines armen Mütterchens ganzes Glück. Auch die dunkelste Nacht hat Sterne. Für Eva war der Stern in der Nacht ihres Leides die kleine Minja. Wenn ihres Kindes strahlende Augen sie anlachten, schwanden alle trüben Gedanken, die ihre Sinne zu umnachten drohten, und freier schlug ihr Herz, wenn Minjas warmes Körperchen sich an sie schmiegte.

Von Gregor wußte sie nichts. Ohne ein Wort des Abschieds war er aus ihrem Leben gegangen. Dieter Wandrup war es gelungen, herauszufinden, daß er sich in der Schweiz aufhielt, und seine Adresse zu erfahren. Daraufhin hatte Eva ihm geschrieben und ihm die Geburt eines Töchterchens angezeigt, aber vergebens war ihre Hoffnung auf Nachricht von ihm geblieben, keine Zeile kam, nichts, es war, als sei er tot. Und doch wußte sie, daß er lebte. Eine Zeitlang hatten Gram und Verzweiflung an ihrem Lebensmark gezehrt, ja sie dem Wahnsinn nahe gebracht, aber Minjas kleines Leben klammerte sich an ihres und hielt es fest, und so überwandt ihre gesunde Natur die Krise. Tiefe Behmut lag nun über ihrem ganzen Wesen, aber sie war doch gesund, und die Einsamkeit, die sie umgab, tat ihr wohl. Nur keine Menschen sehen! Der einzige Mensch, der sie ab und zu in ihrer Einsamkeit aufsuchte, war Dieter Wandrup, und sein gutes, kluges und ernstes Gesicht zu sehen, mit ihm von vergangenen Zeiten zu sprechen, war für sie immer eine reine Freude.

Mascha regierte. Mascha hatte alles so eingerichtet, wie es die veränderten Umstände geboten. Arinja und Waßja waren entlassen worden, Mascha kochte und machte alles allein. Das Pferdchen, das Eva verkaufen wollte, war

aber auf Maschas Rat behalten worden, weil sie meinte, daß man es gerade im Winter brauchen würde. Es stand im Stall des Bauern Lasko Androdi, der es versorgte.

Eva war heute besonders schwer ums Herz. Den Tag zuvor war zum erstenmal wieder ein Zug von Petersburg bis Terijoky gekommen. Androdi hatte sich mit seinen zwei kleinen, struppigen Steppenyferdchen bis zur Bahn durchgearbeitet und einen Brief für Eva mitgebracht. Der Brief war aus Lissabon von Lisa, und Lisa hatte geschrieben:

„Was ist das mit Gregor? Kann es denn wahr sein? Man erzählt hier, er lebe mit Goritzkys Frau in der Schweiz. Das wäre doch unerhört, nachdem er den Mann im Duell erschoss. Welch ein Glück, daß die Mutter des armen Axel Goritzky kurz vorher gestorben und das nicht erlebte. Ist es aber wahr, daß Sublinoff nun mit der Frau zusammenlebt, so mußt Du, liebste Eva, die Scheidung beantragen. Er kann sie nicht verweigern nach allem, was geschehen ist, niemand kann verlangen, daß Du Dich länger seine Frau nennst.“ —

Unausgesetzt mußte Eva an das denken, was Lisa geschrieben hatte: Er lebt mit der Frau zusammen, deren Mann er erschoss! Konnte das wahr sein? Nach allem, was geschehen, war es nicht schwer, auch das von ihm zu glauben, so schmerzlich es ihr war. Sie wußte nun, daß von ihrem Vermögen nichts mehr da war und Gregor den letzten Rest davon abgehoben und mitgenommen hatte, als er Petersburg verließ. Es hatte ihn nicht bekümmert, ob sie und sein Kind verhungerten und im Elend umkamen. Vebraut hatte er sie und ohne ein Wort des Abschieds verlassen. Aber sich von ihm scheiden lassen? Ihn nie wieder sehen? — — Ja, liebte sie ihn denn noch? — — Nein, nein, lieben konnte sie ihn nicht mehr!

War sie bis zu dieser Erkenntnis gekommen, dann regte sich ihr Herz und widersprach, und sie versank in Erinnerungen an die Zeit, da sie ihn kennen und lieben gelernt, und an die ersten so unsagbar glücklichen Monate ihrer Ehe. Wie hatte sie ihn geliebt und ihm vertraut! Konnte er wirklich dessen so ganz unwürdig sein? Vergebens sagte sie sich, daß sie von Anfang an nur sein Äußeres geliebt hatte, ohne seinen wahren Charakter zu kennen, und daß sie absichtlich die Augen geschlossen hatte, um nicht zu sehen, wenn sich hier und da, schon ganz zu Beginn ihrer Ehe, ein häßlicher Zug seines Charakters offenbarte. Ihr Herz entschuldigte: Kein Mensch ist vollkommen. Sie erinnerte sich an seine Zärtlichkeit, an viele kleine Liebesbeweise, sie redete sich ein, daß er sie doch wirklich geliebt hatte, sie wollte alle Schuld auf die Französin schieben, die ihn in ihre Neze verstrickt hatte. Sehnsucht nach ihm weitete ihr Herz und ließ sie von einem Tag träumen, da Gregor reuevoll zu ihr zurückkehren würde. Und dieser Tag konnte nicht kommen, wenn sie sich von ihm scheiden ließ . . .

Schon um drei war es dunkel geworden. Minja lag wieder in ihrem Bettchen und schlief, nachdem sie sich müde gespielt. Bei der Tür lag Brin, der Collie, und horchte nach der Küche, in der Mascha mit ihren Kaffe-rollen hantierte. Diese Geräusche, die aus der Küche kamen, waren alles, was die tiefe Stille, die um Eva herrschte, unterbrach und die, wenn Stunde um Stunde verrann, sich bedrückend auf sie herabsenkte. Diese Stille war schwerer zu ertragen als der Lärm, den der Sturm verursachte, als er wütete, den Schnee knatternd gegen die Fenster warf, im Schornstein pfiß und ums Haus heulte. Wenn er für einen Augenblick Atem geholt, dann hatte Eva das Krachen der Eisschollen am fernen Strand

hören können, und dieses Horchen auf die von außen kommenden Geräusche war eine Beschäftigung gewesen, die immer wieder ihren Gedankengang, der so quälend war, unterbrochen hatte.

Mascha kam herein, brachte den summenden Samowar, und während sie Tassen und Kanne zurechtstellte, erzählte sie, daß Androdīs beste Kuh gefalbt hatte und sein jüngstes Kind sich das Armchen gebrochen habe und Androdi sehr bekümmert darüber sei, weil jetzt kein Arzt in Terijoky zu haben, darum der Arm des Kindes vielleicht schlecht heilen würde. Eva beschloß, am folgenden Tage sich durch den Schnee hindurch bis zu Androdīs Haus zu arbeiten, um nach dem Kinde zu sehen.

Langsam trank sie Tee. Dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf, ein Kleidchen für Minja. Da erhob sich Brin, horchte und knurrte leise, dann sprang er bellend ans Fenster, vor dem die dicken Vorhänge zusammengezogen waren. Eva verwunderte sich. Wer konnte jetzt im Dunkel noch durch den tiefen Schnee bis zu ihrem Hause kommen? Aber Brin beruhigte sich nicht, lief an die Tür, wollte hinaus. Und nun hörte Eva, daß jemand vor der Tür aufstampfte, den Schnee von den Stiefeln abzuschütteln, und sie horchte gespannt: Jetzt kam Mascha aus der Küche, öffnete die Haustür.

Eva erhob sich hastig, aber ehe sie noch die Tür erreichte, wurde diese geöffnet, und Dieter Wandrup stand auf der Schwelle. Ganz vereist und mit Schnee überpulvert war er und sein Gesicht rot von der Kälte.

„Grüß Gott!“ sagte er heiter. „Ich mußte doch einmal nachschauen, wie es hier geht.“

„Aber wie kamen Sie denn durch den Schnee?“ verwunderte sich Eva.

„Ich habe meine Schneeschuhe mitgebracht, und damit ist es keine Schwierigkeit.“

Aber er mußte erst ablegen, sich seiner Stiefel entledigen, inzwischen goß Eva frischen Tee auf, und ihre Hände zitterten dabei vor Aufregung. So ungewöhnlich war es, einen Gast zu bekommen, und so unerwartet, wenn man auf dem Lande eingeschneit ist und durch diese Schneemassen fast völlig von der übrigen Welt abgeschnitten. Dann dachte sie an Androdīs kleinen Buben, der den Arm gebrochen hatte. Da kam Dieter wirklich wie gerufen.

Dann saßen sie einander am Tisch gegenüber. Es war warm und gemütlich, die drückende Einsamkeit und Stille plötzlich entflohen. Minja war aufgewacht, saß auf Evas Schoß und guckte Dieter mit ihren dunklen, vom Schlaf blanken Augen an, bereit, zu lachen und ihre Grübchen zu zeigen, sobald seine Augen den ihren begegneten. Er war zuletzt vor Weihnachten dagewesen, aber die Kleine schien ihn doch gleich erkannt zu haben, vielleicht gerade weil in der Zwischenzeit niemand sonst da war.

Eva erzählte von dem fürchterlichen Sturm. Sonst hatte sich in Terijoky nichts Bemerkenswerthes ereignet. Er sagte, auch in Petersburg sei so viel Schnee gefallen, wie man es seit Jahren nicht erlebt. Er habe schon gleich nach Weihnachten nach Terijoky fahren wollen, aber einige schwere Krankheitsfälle hätten ihn zurückgehalten und dann der Schnee. Wäre aber die Bahnverbindung noch länger unterbrochen geblieben, so hätte er es unternommen, auf Schiern Terijoky zu erreichen, um sie aus dem Schnee zu graben. Das Schneeschuhlaufen hatte er gelernt, als er in München studierte, wo der Schisport bereits zahlreiche Anhänger gefunden, weil sich dafür im bayrischen Hochland ideales Gelände bot.

Er erzählte davon, und sie hörte still zu, froh, seiner angenehmen Stimme lauschen zu können. Er sprach Deutsch. Sie sprachen immer Deutsch miteinander, wie in Riga, wo sein Norddeutsch ihrem baltischen Ohr zuerst hart geklungen. Während er sprach, sah er sich im Zimmer um, darin alle Möbel, da sie aus dem Rigaer Hause stammten, ihm bekannt waren und heimelig erschienen. So ganz zu Hause war er damals im Malversschen Hause gewesen, daß es ihn fast wie ein Heimkommen dünkte, wenn er Evas Zimmer, mit dem lieben, alten bekannten Hausrat darin, betrat. Sie bemerkte, wie sein Blick immer wieder durchs Zimmer streifte, und sagte: „Sie sehen sich so um, als suchten Sie etwas.“

„Nein,“ sagte er, „ich schwelge nur in Erinnerungen. So allmählich erkenne ich alles wieder: die schöne Kommode da mit den eingelegten bunten Bildern, die in Mamachens Salon stand, die Etagere dort mit den hübschen Bronzen und Papachens prächtigen Schreibsekretär. Wie mich das alles anheimelt.“

„So denken Sie gern an die Rigaer Zeit zurück?“

„Wie anders? Es war die bisher glücklichste Zeit meines Lebens. Ich war ein so einsamer Bub, den niemand liebhatte und um den niemand sich kümmerte, bis zu dem Tage, da ein kleines Mädelchen mit goldenen Haaren mich in den Nachbargarten hinüberlockte, der mir seitdem zum Paradiese wurde. Und dann Mamachen, die mich liebte und ganz glücklich war, wenn ich alle die Leckerbissen aufaß, die sie mir auf den Teller häufte. Und dieses Glück bereitete ich ihr nur zu gern, war ich doch so verhungert. Die Tante daheim gönnte mir nichts und konnte mich nicht leiden, weil ich immer hungrig war. Sie war so geizig, die Arme. Durch ihr Schelten und ihr unfreundliches Wesen war ich schon ganz ver-

bittert, und das wäre mir gewiß durchs ganze Leben nachgegangen, wenn die zwei glücklichen Jahre im Malverschen Hause nicht dazwischengekommen wären."

Evas Augen leuchteten. Wie gut er war und wie dankbar. Sie selbst, das kleine Mädchchen mit den goldenen Haaren, hatte ihn zu sich herübergelockt, weil sie einen Spielkameraden haben wollte, und Mamachen Malvers war gut zu ihm gewesen, weil sie gar nicht anders konnte; aber schön war es, zu erfahren, daß sie dadurch einen verbitterten kleinen Jungen glücklich gemacht hatten.

"Darum auch", sprach Dieter weiter, "ging ich, als ich ausstudiert hatte, wieder nach Riga. Ich meinte, ich müßte alles noch so finden, wie es damals gewesen. Dort erfuhr ich, daß Papachen und Mamachen Malvers nicht mehr lebten, die kleine Eva aber groß geworden sei und zu Verwandten nach Petersburg gegangen wäre. Von diesen Verwandten wußte ich nichts. Aber ich ging nach Petersburg. Ich konnte gut Russisch sprechen, also wollte ich versuchen, mir in Petersburg eine Praxis zu schaffen, und das gelang mir auch bald. Es ist so merkwürdig mit den Russen. Sie haben immer was gegen uns Deutsche, sie können uns eigentlich nicht leiden, aber bis zum einfachsten Muschil herab haben sie doch festeingewurzeltcs Vertrauen zum deutschen Können."

Er sprach nicht wieder davon, daß er, als er sich in Petersburg nach Eva erkündigt, erfahren hatte, daß sie verlobt sei und bald heiraten würde und daß er deshalb vermieden, sie aufzusuchen. Er sprach nie von ihrer Ehe, nie nannte er Gregor oder sagte gar etwas gegen ihn, und das dankte sie ihm stillschweigend. Es war ihr angenehm, daß er Gregor gar nicht kannte und gleichsam wie aus einer andern Welt zu ihr gekommen war, in der man nichts von Gregor Sublinoff wußte. Dabei hatte er so

viel für sie geordnet, die Wohnung in Petersburg aufgegeben, den Rest der Möbel, den sie im kleinen Haus in Terijoky nicht unterbringen konnte, für sie verkauft. Er hatte sich an der Bank, die er ausfindig machte, erkundigt, wie es um ihr Vermögen stand, festgestellt, daß nichts davon mehr da war und ihr das ganz sachlich berichtet, ohne ein Wort der Entrüstung über Gregors Handlungsweise zu äußern. Er hatte das alles so selbstverständlich für sie besorgt, als wenn es sich täglich ereignete, daß ein Mann seine Frau verließ, nachdem er ihr ganzes Hab und Gut vertan. Er hatte ihr kein Bedauern gezeigt, er hatte nicht versucht, sie zu trösten.

Als sie damals in Petersburg unter der Wucht der Schicksalschläge zusammengebrochen war, hatte er sie nach Terijoky zurückbegleitet. Er war einfach mitgefahren, ohne erst zu fragen, ob sie es wünschte. Als die kleine Minja geboren wurde, war er plötzlich da, sorgte für alles, vor allem auch, daß ihre Stimmung sich hob und sie an dem gefunden Kindchen sich freute, anstatt sich ihrem Gram hinzugeben. Dann hatte er ihr geholfen, sich in Terijoky für den Winter einzurichten. Alles das war von seiner Seite so selbstverständlich und zartfühlend getan worden, daß sie gar nicht die Empfindung hatte, ihm dafür verpflichtet zu sein. Ganz unwirsch wurde er, als sie ihm dankte.

Nachträglich erst erkannte Eva, was Dieter Wandrup ihr in dieser ersten, schwersten Zeit ihrer Verlassenheit gewesen, und während er jetzt von Niga sprach, blickten ihre ausdrucksvollen Augen ihn so selbstvergessen liebevoll an, daß ihm, als er ihrem Blick begegnete, ganz warm ums Herz wurde. Schnell erhob er sich, ging zum Piano hinüber und hob den Deckel von den Tasten, setzte sich und spielte.

Der schöne Blüthnerflügel, den Eva von Schachtens zur Hochzeit bekommen hatte, war mit all den andern Sachen von Gregor verkauft worden, aber als sie sich in Terijofky einrichteten, hatte Eva das fast neue, gute Pianino von Lisa übernommen, weil in Merrekül ein andres Klavier vorhanden war. Immer wenn Dieter kam, musizierte er, und dann krächte Minja, die Musik sehr liebte, in ihrem Bettchen vergnügt und leise dazu.

Dieter Wandrup hatte beabsichtigt, Musik zu studieren, da ihn bedeutende musikalische Begabung dazu gedrängt. Schon als Knabe hatte er davon geträumt, Opern zu komponieren und ein berühmter Tonkünstler zu werden; und er war Künstler, trotzdem er sich dem Wunsch seines Vaters gefügt und Arzt geworden. Die Zweifel, die später in ihm aufgestiegen, ob seine Begabung ausreichte, um einen großen Künstler aus ihm werden zu lassen, hatten ihn dazu bestimmt, seines Vaters Wunsch zu erfüllen, denn mittelmäßige Künstler gab es genug, und als Arzt konnte er der menschlichen Gesellschaft mehr nützen. —

Dieter phantasierte einige Zeit, von einer Melodie in die andre übergleitend, Eva saß am Tisch bei der Lampe, hatte das Kinn in die Hand gestützt und hörte still zu. Sie dachte an Gregor und an das bittere Leid, das er ihr zugefügt, und schmerzlich zog ihr Herz sich zusammen. Ihr Blick suchte den Freund, und ein tiefer Atemzug hob befreiend ihre Brust. Er war gut, er war treu, und er — er liebte sie wahrhaft. Seine Liebe war echt, war nicht grünes Glas, wie es Gregors Liebe gewesen, die sie zu spät als einen Trug erkannt. Sie gestand es sich nicht ein, aber sie fühlte, daß Dieter sie liebte, und es tat ihr wohl. Immer hatte er sie geliebt, und nie würde er aufhören, sie zu lieben. So natürlich erschien ihr das, als hätte sie es schon immer gewußt, und es kam ihr gar

nicht in den Sinn, daß seine Liebe Wünsche haben könnte, die sie nicht erfüllen konnte, weil ihr Herz leer und tot war.

Das Klavier stand am andern Ende des ziemlich großen Zimmers, das Licht der Lampe reichte kaum bis dahin. Sie sah Dieter nur undeutlich halb von der Seite, sein dunkelblondes Haar, das sich etwas lockte, und wie er den Kopf, wenn er spielte, ein wenig seitlich neigte. Sie fühlte ihr Herz schwellen, erfüllt von einer großen Zärtlichkeit für ihn, einer mütterlichen Zärtlichkeit, wie sie meinte, für den Knaben Dieter, den das kleine Mädchen Eva einst so liebgehabt.

Die Melodien verrauschten, minutenlang saß Dieter, wie in tiefes Nachdenken versunken, regungslos, dann glitten seine Hände wieder langsam über die Tasten, leise und zart. Und zu der schwermütigen Weise sang seine tiefe, geschulte Stimme, die er dämpfte:

Nun die Schatten dunkeln,
Stern an Stern erwacht,
Welch ein Hauch der Sehnsucht
Flutet durch die Nacht!

Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh,
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu.

Die sich dir ergeben,
Nimm sie ganz dahin!
Ach, du weißt, daß nimmer
Ich mein eigen bin. —

Er ließ die Hände auf den Tasten ruhen, so daß der letzte Akkord nur langsam vertönte, saß regungslos, als

lauschte er den verklingenden Tönen nach, dann ließ er leise den Deckel über die Tasten herab und erhob sich.

Als er an den Tisch zurückkam, sah er, daß Evas Augen feucht waren und sie selbst bewegt, das machte ihn für den Augenblick fast befangen. Aber da krächte Minja, die bis dahin ganz still gelegen, und er ging hin, nahm das Kind aus dem Bettchen, tanzte mit ihm durchs Zimmer und summtte dazu ein russisches Kinderlied. Minja jauchzte. Da dachte Eva an den kleinen Jungen des Androdi, der den Arm gebrochen hatte, erzählte Dieter davon und fragte, ob er morgen hinübergehen wolle, nach dem Kleinen zu sehen.

„Nein, da will ich doch lieber gleich hinübergehen,“ sagte er und übergab ihr Minja.

„Aber bei der Dunkelheit und dem Schnee . . .“

„Das macht nichts. Es ist wichtig, daß ein gebrochenes Glied so bald wie möglich richtig eingerichtet und verbunden wird.“

Und gleich ging er, zog sich, trotz Maschas Protest, seine noch nassen Stiefel wieder an und ließ sich eine Laterne geben.

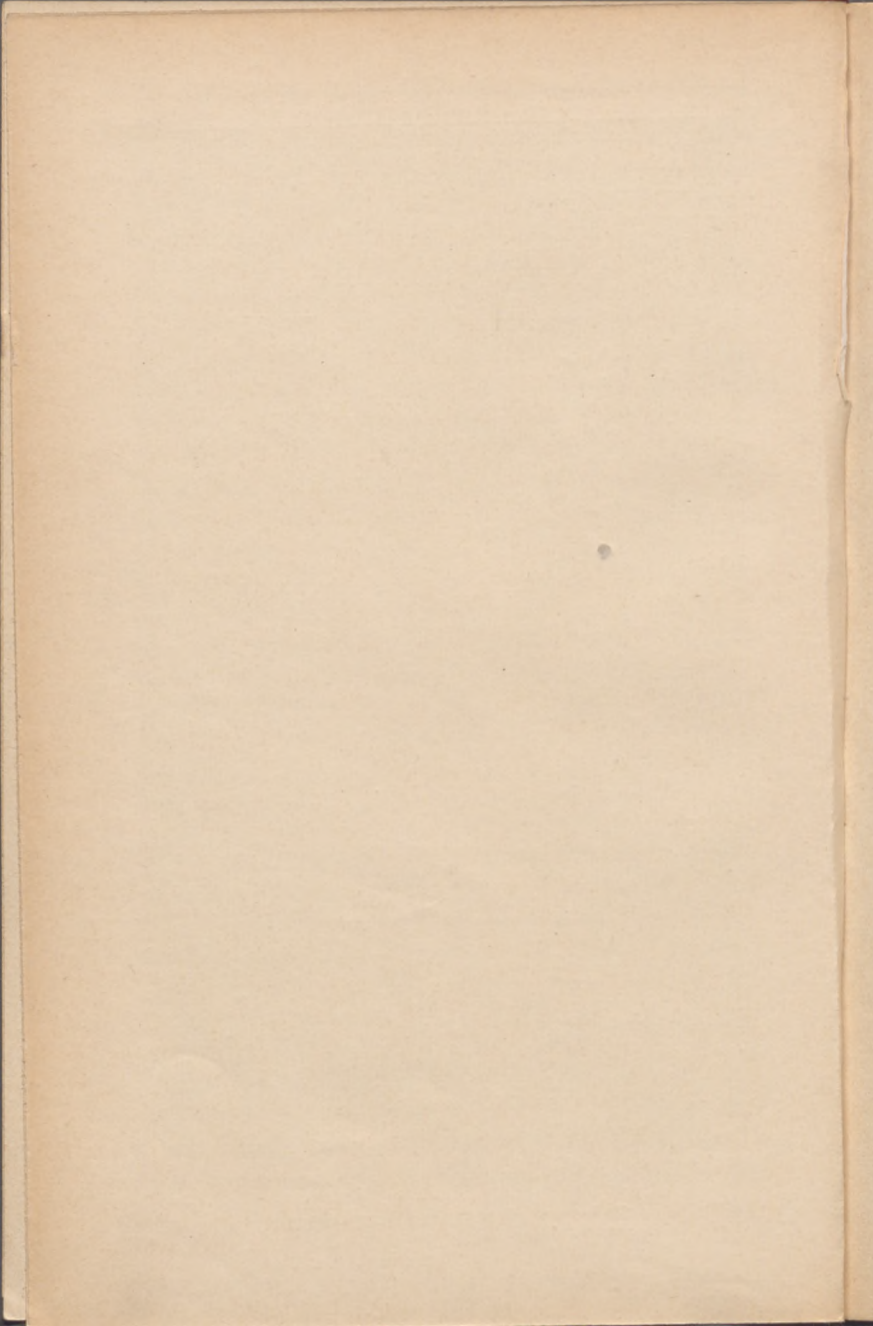
Als er fort war, deckte Mascha den Tisch. Sie hatte Dieters Lieblingsgericht gekocht, graue Buchweizengröße, die mit frischer Butter gegessen wurde, dazu kalten Schinken, und danach sollte es kleine, mit eingemachten Erdbeeren gefüllte Blätterteigpastetchen geben. Eine Flasche von dem guten Burgunder, den der Barin noch besorgt, stellte sie auf den Tisch.

„Wie gut Dititschka ist,“ lobte sie. „Da geht er noch bei der Kälte zu Androdi, wo es so schrecklich dunkel ist, und nur wegen dem kleinen Jungen, den er gar nicht kennt. So gut ist er, der Dititschka, wie keiner sonst.“

Eva nickte lächelnd. Mascha war Dieter gegenüber stets



Das entscheidende Wort
Nach einem Gemälde von Franz Sinn



ungeheuer respektvoll, redete ihn stets Herr Wandrup oder Dieterik Antonowitsch an, aber wenn sie zu Eva von ihm sprach, war er Dititschka. Sie liebte und verehrte ihn, weil er, nach ihrer Meinung, Eva das Leben gerettet, und wenn sie von ihm sprach, gab es auf der weiten Welt keinen, der so gut und so klug und so alles lönnend wie ihr Dititschka war.

Sie strahlte über ihr ganzes, rundes, rotes Gesicht, weil sie so froh war, daß er heute gekommen, und hatte schon in dem Zimmerchen, das im Sommer das Kinderzimmer sein sollte, den kleinen Ofen so angeheizt, daß er fast plakte. Denn natürlich durfte Dieter, wie er zuerst gesagt, heute nicht noch nach Terijokj zurück, um dort im Hotel zu übernachten. Das gab auch Eva nicht zu.

Nachträglich hatte Eva die beiden Armbänder, die sie bei Jakobowsky verpfändete, noch an ihn verkauft. Dieter hatte das besorgt und dreitausend Rubel noch zu der Pfandsomme bekommen. Die verkaufte Schlafzimmer- und Kücheneinrichtung in Petersburg hatte ein Sümmdchen eingebracht, dann Evas Ball- und Gesellschafts-toiletten, die sie doch in Terijokj nicht brauchen konnte, auch etwas. Mit diesem Gelde hätte sie in Terijokj längere Zeit außer Sorge leben können, aber es waren Rechnungen gekommen. Die Geschäftsleute, die dem vornehmen und reichen Gregor Kyrillowitsch Sublinoff bereitwilligst Kredit gewährt, kamen nun und wollten ihr Geld. Es waren das meist kleine Leute, die sich durch die hohe Kundschaft geehrt gefühlt und früher gar nicht zu mahnen gewagt hatten.

Eva bezahlte. Was sollte sie tun? Diese Leute hatten gearbeitet und geliefert, man konnte nicht verlangen, daß sie noch länger auf ihr Geld warten sollten. So

schmolzen die Summen dahin. Die Herrichtung des Hauses für den Winter hatte auch gekostet, und als der Frühling kam, erkannte Eva, daß ihre Mittel nicht mehr gar lange ausreichen würden.

Gregor schickte kein Geld und ließ nichts von sich hören.

Als Dieter das nächste Mal zu ihr kam, beriet sie mit ihm, wie sie sich ein Einkommen schaffen konnte, und sie kamen überein, über dem Stall und Schuppen eine kleine Sommerwohnung auszubauen. In diese wollte Eva für den Sommer ziehen und das Landhaus vermieten. Aber schon dieser kleine Umbau erforderte Geldmittel, und so entschloß sie sich schweren Herzens, ihre Perlenkette zu verkaufen. Ein Teil von der erlösten Summe mußte für den Umbau verwendet, der Rest sollte als Reserve zurückgelegt werden.

Dieter Wandrup war von Haus aus ziemlich wohlhabend und verdiente beruflich sehr schön. Einige gelungene Kuren hatten ihn in wohlhabenden Bürgerkreisen Petersburgs bekannt gemacht, und auch bei den Deutschen, die in Petersburg ein Geschäft betrieben oder als Handwerker tätig waren, wurde er als Arzt geschätzt. Er hätte gern Evas Perlen für sie gerettet und mit Vergnügen den Umbau auf seine Kosten ausgeführt oder ihr eine größere Summe geborgt, aber er wagte nicht, ihr das anzubieten. Er wußte im voraus, daß sie es nicht annehmen würde, und fürchtete, sie würde danach, wenn wieder pekuniäre Sorgen sich einstellten, ihn nicht mehr um seinen Rat und seine Hilfe bitten.

Er besah sich die Perlenschnur. Die Perlen waren sehr schön. Papachen hatte nicht geknausert, als er seiner Braut diese Morgengabe verehrte. Dieter verstand sich aber nicht genügend darauf, um sagen zu können, wieviel Eva dafür bekommen könnte. Er wollte die Perlen

mit nach Petersburg nehmen, zu verschiedenen Juwelieren gehen und sie schließlich an den, der am meisten dafür bot, verkaufen. Damit war Eva einverstanden.

Dieter machte es genau so, wie er vorgeschlagen, er ging von Juwelier zu Juwelier, aber immer genügte ihm die gebotene Summe nicht. Von jedem ließ er sich das Gebot schriftlich geben, indem er erklärte, daß er die Perlen im Auftrag verkaufte, und erst den Besitzer fragen müsse, ob die gebotene Summe genüge. Endlich bot ein jüdischer Juwelenhändler, der ihm genannt worden und der gar keinen Laden besaß, ziemlich viel, mehr als alle andern, erst zehntausend Rubel, und als Dieter die Perlen nicht hergab, noch tausend mehr. Das war ein kleines Vermögen.

Aber Dieter war schon entschlossen, die Perlenschnur für das erhaltene Höchstgebot selbst zu kaufen und zu behalten, doch Eva nichts davon zu sagen. Mamachen Malvers Perlen sollten nicht in die Hände jüdischer Händler kommen.

Natürlich hätte er sonst gar nicht daran gedacht, Perlen zu kaufen, aber nun redete er sich ein, er mache damit vielleicht noch ein gutes Geschäft. Es war jedenfalls Kapital, das seinen Wert nicht verlieren konnte, wenn es auch keine Zinsen trug, und er brachte durchaus nicht etwa ein Opfer, wenn er die Perlen selbst kaufte. Wenn der kleine Jude so viel dafür geben wollte, dann waren sie jedenfalls noch mehr wert. Das bedenkend, überlegte er, ob er nicht noch etwas über das Gebot des Juden hinaus zulegen sollte, aber dann fand er es besser, Eva in keiner Weise, auch nicht im Guten, zu betrügen.

Ganz im verborgensten Winkel seines Herzens hoffte Dieter, es würde einmal ein Tag kommen, da er Eva die Perlen wieder um den Hals würde legen können.

Er hatte wohl gesehen, wie schwer es ihr geworden war, sich davon zu trennen, wie sie mit der Hand leise und zärtlich über die mattschimmernden Kugeln gestreichelt, ehe sie sie ihm übergeben hatte, und ein verhaltener Seufzer ihre Brust gehoben. Er brachte ihr das Geld mit allen den verschiedenen Zetteln, auf denen die Gebote der Juweliere aufgeschrieben waren, und er freute sich an Evas Freude, weil die Summe weit höher war, als sie geglaubt zu bekommen. Sie wollte einen Teil davon anlegen als einen Notpfennig für Minja.

Nun wurde gebaut. Jeden freien Augenblick verbrachte Dieter in Terijoky, den Umbau zu überwachen. Minja krabbelte bereits selbständig umher und jubelte immer, wenn er kam, denn nie vergaß er, ihr etwas mitzubringen: Einen Frosch, der sprang, wenn man auf seinen Rücken drückte, irgend eine Süßigkeit oder sonst eine Kleinigkeit. Dunkel Dita war ihr ganzer Schwarm. Sie entwickelte sich prächtig. Und oft, wenn Eva die Kleine aus ihrem Bettchen hob und sie mit ihren schlafroten Wäckchen und blanken Augen so entzückend lieb aus sah, dachte sie unwillkürlich: Wenn Gregor sein Töchterchen so sähe, müßte er es liebhaben und vielleicht würde er dann alles bereuen und zu ihnen zurückkehren.

Aber — konnte sie das jetzt noch wünschen? . . .

Die kleine Wohnung über dem Stall wurde fertig, ein nettes, kleines Wohnzimmer, ein Schlafzimmer für Eva und Minja gemeinsam, daneben ein winziges Badezimmer. Dann eine Kammer für Mascha. Die Küche war in dem Schuppen neben dem Stall ausgebaut worden. Das Pferdchen wurde schließlich doch verkauft, dafür zwei Ziegen angeschafft, weil Minja, die nun langsam entwöhnt wurde, immer gute Ziegenmilch haben sollte. Sehr schnell fanden sich durch Dieters Vermittlung an-

genehme Mieter für das Landhaus, ein deutsches Ehepaar mit zwei Kindern. So war alles aufs beste geordnet und Eva, vorläufig wenigstens, aller finanziellen Sorgen enthoben.

Der Sommer kam. Alle Landhäuser Terijokys erwachten aus dem Winterschlaf, Läden wurden geöffnet, Fenster gepußt und Betten gelüftet, überall wurde es lebendig. Da Schachtens ihr Landhaus in Merrekül gehabt hatten, befanden sich unter den ständigen Sommergästen nur wenige, welche mit Schachtens befreundet gewesen. Sehr vertraut war Eva mit ihnen nicht. Sie machten Besuch, waren freundlich, verwunderten sich im stillen, daß Eva das Landhaus vermietet hatte. Also mußte es mit ihren Finanzen schlecht stehen. Nun ja, der Sublinoff, sagt man, hat ihr ganzes Vermögen durchgebracht. Warum läßt sie sich eigentlich nicht von ihm scheiden?

Eva erwiderte die Besuche, und dabei blieb es. Gräfin Kratkoff, die so viel bei Schachtens verkehrt und ihre Freundschaft auf Eva übertragen, war für den Sommer ins Ausland gereist. Aber die alte Frau Ossypin kam wieder von Merrekül herüber, blieb einige Tage und wohnte in einem Zimmer, das Eva sich für einen etwaigen Gast im Landhaus zurückbehalten hatte, und darin auch Dieter, wenn er kam, übernachtete. Frau Ossypin hatte im Winter einen leichten Schlaganfall erlitten, sich zwar scheinbar ganz davon erholt, doch war sie früher schon gesprächig gewesen, jetzt war sie schwachhaft. Und sie verstand nicht mehr, Maß zu halten. Sie war nun ganz erfüllt von Sublinoffs Schlechtigkeit und konnte es nicht lassen, beständig davon zu reden, obgleich sie sich eigentlich denken konnte, wie peinlich das für Eva war. Im Gegenteil, sie schien sogar zu glauben, je schlechter sie Sublinoff machte, umso angenehmer müßte das Eva sein.

Aber sie wollte auch, daß Eva einsehen und womöglich zugeben sollte, wieviel besser es gewesen wäre, wenn sie Pawluschka geheiratet hätte. Wenn sie sich also über Sublinoffs Missetaten ausgesprochen, begann sie stets ihres Sohnes Tugenden zu preisen: Wie gut Pawluschka dagegen sei, wie selbstlos, wie sparsam und wie zuverlässig. Und dann drang sie in Eva, sich von Sublinoff scheiden zu lassen, sagte, ihr Stolz müsse es ihr verbieten, sich länger seine Frau zu nennen.

Von ihr erfuhr Eva auch Einzelheiten über das Duell zwischen Gregor und dem Fürsten Gorizky. Dieser war in seiner Dummheit stolz auf Sublinoffs Freundschaft gewesen und hatte sich gefreut, als Gregor schon im Winter immer häufiger in sein Haus zu kommen begann. Seine Frau, die sich bis dahin gelangweilt, war seitdem viel besserer Laune. Im Sommer machten sie zusammen weite Autofahrten, der Gregor und die Clarisse, und der gute, dumme Arel beunruhigte sich nicht einmal, wenn sie sich verspäteten und erst am nächsten Tage zurückkamen. Dann öffnete ihm ein guter Freund die Augen, und als er seine Frau zur Rede stellte, gab sie kaltblütig zu, daß sie Gregor Sublinoff liebe und immer nur ihn geliebt habe. Darauf wurde der gutmütige Arel zum gereizten Stier, es kam zwischen ihm und Gregor im Klub zu einem Rencontre, der wütende Arel schlug Gregor vor allen Anwesenden mit der Faust ins Gesicht. Darauf forderte ihn dieser natürlich und schoß ihn durch die Lunge. Innere Verblutung führte den Tod herbei.

„Und nun lebt er mit dieser Person in der Schweiz, und zwar, sagt man, auf ihre Kosten,“ endete Frau Dshypin ihren Bericht. „Sie ist nämlich immens reich, da der gute, dumme Arel ein Testament hinterließ, in dem

er sie zu seiner Universalerin einsetzte. Das Testament hatte er gleich nach der Hochzeit gemacht und vor seinem Tode nicht mehr geändert.“

Lisa schrieb auch wieder und wieder, Eva mußte sich scheiden lassen. Sie sei überzeugt, Gregor warte nur darauf, um die Gorizky heiraten zu können, daß Eva die Scheidung beantrage. Er selbst könne das ja nicht, da er gegen Eva einen Scheidungsgrund nicht anzugeben vermöge. Sie fand sehr harte Worte für alles, was Gregor getan, und schrieb, mit einem solchen Menschen dürfe eine anständige Frau nichts mehr zu tun haben wollen.

Aus diesen Briefen ersah Eva erst, wie sehr Lisa Gregor haßte, und sie sagte sich, daß Lisa mit ihm wohl ähnliches, wenn auch in mäßigerer Weise, erlebt, wie sie selbst. Sie hatte ihn geliebt, und er hatte sie glauben gemacht, daß er sie liebe, aber dann hatte er sich ohne ein Wort der Erklärung von ihr abgewandt. Nach allem, was Eva über die kurze Liebesaffäre zwischen Lisa und Gregor so nach und nach erfahren, mußte es sich wohl so ähnlich zugetragen haben. Und danach hatte Lisas Liebe sich in Haß verwandelt. Und Eva wunderte sich, daß sie selbst, nach dem, was Gregor ihr angetan, ihn doch noch immer liebte. Dennoch beschäftigten sich ihre Gedanken mehr und mehr mit der Möglichkeit einer Scheidung. Immer unerträglicher erschien ihr die Demütigung, sich noch Gregors Frau zu nennen, während er öffentlich mit der Französin zusammenlebte. Sie beschloß, mit Dieter darüber zu sprechen und seine Meinung zu hören.

Dieter kam jetzt fast jeden Samstag heraus und blieb über Sonntag in Terizofy. Es war das zur Gewohnheit geworden, und Eva sah immer sehnsüchtig der Stunde entgegen, die ihn brachte. Es gab immer allerhand zu

besprechen, und er wußte immer guten Rat. Gemeinsam sichteten sie alte Dokumente und Briefe, die sich in einer aus Riga stammenden Truhe vorfanden, und des Abends musizierten sie. Er war ein wahrer Freund, den ihr der Himmel in ihrer großen Not gesandt, ein Freund, dem sie vollständig vertrauen konnte. Wenn es zur Scheidung kam, dann würde, das wußte sie, Dieter ihr helfen, etwaige Schwierigkeiten beseitigen und ihr mit Rat und That zur Seite stehen. Mit keinem Menschen sonst konnte sie so offen über das Unglück ihrer Ehe sprechen, wie mit ihm, gerade weil er Gregor nicht kannte.

Ehe es aber dazu kam, traf plötzlich ein Brief von Gregor ein, der sie in die größte Aufregung versetzte. Gregor schrieb:

„Wie ich zufällig erfahre, trägst Du Dich mit der Absicht, Dich von mir scheiden zu lassen. Nun, ich gebe zu, daß Du genügend Gründe anführen kannst, diese Absicht zu rechtfertigen, und verstehe, daß Du von Lisa und den Dissypins gegen mich beeinflusst bist. Ich will nicht zu entschuldigen suchen, was ich getan und warum ich so gehandelt, wie es eben nicht anders sein konnte. Man muß alles wissen, um zu verstehen. Wenn Du Dich deshalb von mir willst scheiden lassen, habe ich nichts dagegen, aber es könnte sein, daß ich meinerseits Scheidung beantrage, und daß Du dann als der schuldige Teil erklärt werden wirst. In diesem Fall würde man mir unser Kind zusprechen und Du müßtest Dich darauf gefaßt machen, Dich — wenn ich es verlange — von dem Kinde zu trennen. Aber vielleicht, wenn Du schon an eine neue Ehe denkst, wirst Du das Kind ganz gern loswerden.

Warum ich vielleicht Scheidung beantragen will? Nun, man hat mir berichtet, daß ein junger Deutscher sehr viel bei Dir verkehrt und sogar sehr oft bei Dir —

ü b e r n a c h t e t ! (Das letzte Wort war dick unterstrichen.) Also, meine Liebe, haben wir einander ja eigentlich nichts vorzuwerfen. Du kannst tun, was Du willst, meine Liebe, aber denke daran, daß mir über alles, was Du tust, berichtet wird, und ich danach meine Dispositionen treffen werde."

Eva war wie gelähmt, nachdem sie diesen Brief gelesen. Was war das für ein Mensch? Wie konnte sie je diesen Menschen geliebt haben! Und konnte es wirklich Menschen geben, die ihren so rein freundschaftlichen Verkehr mit Dieter mißdeuteten, darüber in häßlicher Weise an Gregor berichteten? Verlangte er, daß sie auf den Freund verzichtete, nachdem er ihr alles genommen, sie in Verzweiflung und Not zurückgelassen?

Sie weinte ganz fassungslos, bis Mascha hereinkam und Minja brachte. Mascha warf dem Brief, der noch auf dem Tisch lag, einen erbitterten Blick zu.

"Ich muß die Ziegen füttern," sagte sie und setzte Minja zu Boden.

Eva sprang auf, lief auf das Kind zu, riß es empor und preßte es mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich: "Er darf — er darf dich mir nicht nehmen, du mein Einzigstes!" rief sie, und die Kleine, von dieser Heftigkeit erschreckt, fing an zu weinen, so daß Eva sie beruhigen mußte, was sie selbst etwas beruhigte.

Es traf sich, daß gerade an diesem Tage Dssypins von Merrekül herüberkamen, und in ihrer Angst vertraute sich Eva Frau Dssypin an, zeigte ihr Gregors Brief. Frau Dssypin sagte, Pawluschka habe ja studiert und er werde wissen, ob Gregor wirklich seine Drohung wahr machen könnte oder ob es nur eine leere Drohung sei. Pawluschka, der in den Garten gegangen, wurde gerufen und befragt. Er las den Brief und machte ein sehr be-

denkliches Gesicht. Er sagte, die russischen Gesetze seien in Eheangelegenheiten nicht günstig für die Frau, außerdem leicht zu biegen, was Gregor Sublinoff wohl nicht schwer fallen würde, wenn er es wollte.

„Ich halte,“ fuhr er sachlich fort, „was er da schreibt, für leere Drohung, denn was sollte er denn mit einem kleinen Kinde anfangen? Immerhin möchte ich Ihnen raten, Ihren freundschaftlichen Verkehr mit Herrn Wandrup für einige Zeit aufzugeben oder wenigstens einzuschränken. Herr Wandrup wird ja gewiß einsehen, daß dies nötig ist, um Ihnen Unannehmlichkeiten von seiten Gregors zu ersparen.“

„Herr Wandrup ist mein Jugendfreund,“ sagte Eva, „ich sehe eine Art Bruder in ihm, und wie ein solcher hat er mir beigestanden, als ich Beistand brauchte. Außerdem war er mein und ist Minjas Arzt. Unmöglich können doch seine Besuche bei mir mißdeutet werden.“

Paul Dffypin hob die Schultern und lächelte nachsichtig. „Liebe Eva Iwanowna, Sie machen sich Illusionen. Es wird immer mißdeutet, wenn ein junger Mann häufig bei einer alleinstehenden jungen Frau verkehrt. Nicht wahr, Mama?“

„Ja, es ist schon so,“ nickte Frau Dffypin, „man redet. Die Leute wollen immer was zu reden haben. Und siehst du, Ewitschka, wenn du wirklich nur eine Art Bruder in ihm sehen willst, die Leute tun es nicht und er — nun, er wahrscheinlich auch nicht.“

„Also soll ich meinen einzigen Freund verlieren?“ rief Eva aus und Tränen stürzten aus ihren Augen.

Mama Dffypin streichelte beruhigend ihren Arm und sagte: „Nun, wir sind ja auch noch da; Pawluschka wird immer bereit sein, dir zu helfen und zu raten, nicht wahr, mein Junge?“

„Täglich und stündlich stehe ich Ihnen mit Rat und That zur Verfügung, teuerste Eva,“ versicherte er.

Schon längst war er auf den jungen Deutschen eifersüchtig, der so oft zu Eva kam und den sie sehr zu lieben schien. Es erschien ihm höchste Zeit, daß dieser Verkehr aufhörte oder wenigstens sehr eingeschränkt wurde. Hatte Eva den Deutschen nicht mehr, mußte sie sich mehr an seine Mutter und ihn selbst anlehnen, und nichts wünschte er mehr. Er trug sich wieder mit Hoffnungen auf Eva. Er meinte, mit der Zeit würde Sublinoff in eine Scheidung willigen. Es erschien ihm das nur natürlich, nachdem er ihrer so schnell überdrüssig geworden, und was konnte dann Eva Besseres tun, als ihn — Paul — heiraten!

Nachdem Dssypins sie verlassen, blieb Eva in einem Zustand verzweifelter Ratlosigkeit zurück. Mußte sie Pauls Rat befolgen und Dieter schreiben, daß er nicht mehr kommen sollte? Mußte sie den Verkehr mit ihm ganz abbrechen oder einschränken? Einschränken! Als wenn die Leute weniger darüber reden würden, wenn er seltener kam! Und dann fühlte sie, daß sie ihm nun nicht mehr so unbefangen, so schweesterlich gegenüberstehen würde wie bisher. Oh, wie haßte sie nun Gregor, der dieses neue Leid über sie gebracht. Wie gemein war er doch! Wie niedrig seine Denkungsart! Wie hatte sie einen solchen Menschen je lieben können!

Sie weinte lange und verzweifelt.

Aber dann sagte sie sich, daß sie handeln müsse. Heute war Mittwoch. Sollte sie es zulassen, daß Dieter wie bisher am Samstag kam und über Sonntag blieb? Wenn er ganz unbefangen kam, noch nichts von Gregors Brief ahnend, konnte sie ihn doch noch dies eine Mal haben — — Aber sie selbst würde nicht so sein können

wie sonst, sie war nicht fähig, sich zu verstellen. Und wenn er es merkte, womöglich fragte? Wie konnte sie ihm sagen, daß die Leute über seine Besuche bei ihr häßlich redeten, und daß Gregor in seinem Brief Andeutungen gemacht, die ihr rein freundschaftliches Verhältnis in den Schmutz zogen? Nein, sagen konnte sie ihm das nicht, nur schreiben. Nein, er durfte nicht mehr kommen! Sie war von Spionen umgeben, die gerade jetzt sie umlauerten. Und dieser eine letzte Besuch Dieters konnte genügen, Gregor zur Ausführung seiner Drohung zu veranlassen, und wenn er ihr Minja nahm, so war es ihr Tod.

So quälte sie sich bis in die Nacht hinein. Endlich setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen langen Brief, in dem sie Dieter zu erklären suchte, warum sie ihn bitten mußte, nicht mehr zu kommen. Immer wieder betonte sie die reine Freundschaft, die sie verband, und die durch nichts verändert werden konnte. Aber plötzlich stockte ihre Feder. Es war ihr zumute, als hörte sie eine Stimme, die sagte: „Du irrst! Er liebt dich nicht wie ein Bruder seine Schwester, sondern wie ein Mann die Frau, die er begehrt!“

„Ja, er liebt mich, er liebt mich,“ murmelte sie. Es war ihr plötzlich ganz klar, obgleich er das nie mit dem leisesten Wort angedeutet hatte. Es konnte gar nicht anders sein. Sie hatte es wohl gefühlt und ihn verstanden, wenn er sang, aber sie hatte nicht verstehen wollen. Sie selbst war noch nicht fähig zu neuer Liebe, noch waren die Wunden zu frisch, die Gregor ihrem Herzen geschlagen.

Sie schrieb einen andern Brief, worin nichts von ihrer reinen Freundschaft stand. Es war ein kurzer Brief, in dem sie Dieter nur mitteilte, was Gregor geschrieben,

und daß dies sie zwingt, ihren Verkehr mit ihm — Dieter — abzubrechen oder wenigstens für einige Zeit zu unterbrechen, wie unentbehrlich er ihr in ihrer Verlassenheit auch sei. Sie könnte es nicht darauf ankommen lassen, daß Gregor in seiner unbegreiflichen Bosheit ihr Minja, ihr einziges Glück, entriß.

Eva ahnte nicht, wie herzerreißend ihr Brief gerade durch seine Kürze war, und wie er dadurch auf Dieter wirkte. Als er ihn erhalten und gelesen hatte, wollte zuerst Bitterkeit in ihm aufwallen, Bitterkeit, weil sie ihn so rasch aufgeben konnte; dann wollte er sich darüber empören, daß sie sich noch von diesem Schurken, dem Sublinoff, Vorschriften machen ließ, mit wem sie verkehren durfte. Aber da war das Kind, welches sie leidenschaftlich liebte, es war wie eine Kette, die sie weiter an den Mann band, wenn es ihm beliebte, sie nicht gutwillig freizugeben. Und dann liebte er sie viel zu sehr, um ihr zürnen zu können. Er stellte sich vor, wie außer sich sie über den grausamen Brief des Schurken gewesen sein mußte, wie seine häßlichen Andeutungen ihr Zartgefühl verletzt haben mußten, welche Qualen sie durchgemacht, ehe sie sich entschlossen, ihm diesen Abschiedsbrief zu schreiben. Nachdem er sich das alles klargemacht, konnte er ihr so schreiben, daß ihre Sorge, er könnte sich gekränkt fühlen, sie nicht länger peinigte. Er schrieb:

„Liebe Eva!

Natürlich achte und verstehe ich die Gründe, die Dich bestimmten, mich zu bitten, Dich nicht mehr zu besuchen — wenigstens vorläufig nicht. Unsre Freundschaft, mein liebes Herz, kann darum doch die gleiche bleiben, und müssen wir für einige Zeit auf einen persönlichen, mir so unendlich lieb gewordenen Verkehr verzichten, so

können wir uns doch schreiben und in stetem Gedankenaustausch bleiben. Ich werde Dir immer alles mittheilen, was mich angeht, und Du mußt das gleiche thun. Ja? Brauchst Du irgendeinen Rat oder sonst was, dann schreibe mir gleich. Du weißt, nichts macht mir größere Freude als eine Gelegenheit, Dir gefällig sein zu können. Es trifft sich so, daß ich doch wohl nur einmal noch in diesem Sommer nach Terijoky gekommen wäre, weil ich beabsichtige, am zwanzigsten Juli, also in acht Tagen, mit einem befreundeten russischen Arzt nach der Mongolei zu reisen und den Rest des Sommers studienhalber dort zu bleiben. Man spricht hier von Krieg, aber im Grunde glaubt doch niemand daran. Meine Adresse werde ich Dir schreiben und freue mich auf Deine Briefe.

Ich küsse Deine lieben Hände.

Dieter."

Der Brief beruhigte Eva sehr, sie las ihn mit überquellenden Augen. Sie weinte, weil er sie so glücklich machte, daß er ihr nicht zürnte. Wie gut war er, wie verstehend, ach, er war der beste Mensch auf der Welt. Und sie schrieb ihm gleich wieder, diesmal einen langen Brief, in dem sie ihr übervolles Herz ausschüttete, ihm gestand, wie schwer es ihr geworden, ihm zu schreiben, er sollte nicht mehr kommen, und wie sie sich schon jetzt nach ihm sehnte, nach seiner Stimme, seinem Geplauder, seinem Spiel und seinen Liedern. Es war beinahe ein Liebesbrief, aber sie meinte, sie habe noch nicht genug gesagt, weil sie ihm so unendlich dankbar war.

Sie bekam dann noch einen Brief von ihm mit der Meldung, daß er am folgenden Tag abreise, und ihr, wenn er sein Ziel erreicht haben würde, seine Adresse schicken wollte. Aber dann hörte sie nichts mehr von ihm und dann — brach plötzlich der Krieg aus.

In dem abgelegenen Terijokhy merkte man fast nichts vom Kriege, nachdem die Sommerfrischler auf die erste Nachricht vom Kriegsausbruch ihren Aufenthalt abgebrochen und in die Stadt zurückgekehrt waren. Auch die Offypins waren nach Petersburg zurückgekehrt, früher als sonst versanken die Badeorte an der Ostseeküste Finnlands in Winterruhe.

Eva hörte nichts von Dieter. Sie wußte nicht, daß er durch die in Sibirien bereits in vollem Gange befindliche Mobilisation und Truppentransporte auf seiner Reise in die Mongolei aufgehalten worden und gerade am Tage der Kriegserklärung wieder nach Petersburg zurückgekehrt war. Dadurch war es ihm gelungen, rechtzeitig aus Rußland hinauszukommen. Er hatte ihr von Schweden aus einen Brief geschrieben, der ihr das meldete, aber in dem herrschenden Wirrwarr war der Brief verloren gegangen und nicht in ihre Hände gelangt.

Direkt hörte sie auch nichts von Gregor, erfuhr jedoch, daß er wieder in sein Regiment eingetreten war, und vermutete, daß er bereits auf dem Kriegsschauplatz sich befand. Sie fürchtete, er würde sich nun darauf besinnen, daß er eine Frau hatte, und womöglich zu ihr zurückkehren, um Rechte geltend zu machen, die sie ihm nicht mehr zugestand. Sie wünschte seine Rückkehr nicht mehr. Der letzte Keim von Liebe, der noch in ihrem Herzen für ihn gelebt, war von ihm selbst mit brutaler Hand erstickt worden.

Der Winter kam mit seinem Schnee, seinen langen dunklen Nächten, seiner Kälte und Einsamkeit, es wurde wieder Frühling und weiter wütete der Krieg. Eva hatte gefürchtet, daß sie durch den Krieg ihrer einzigen Einnahmequelle beraubt werden würde, weil es nun vielleicht nicht möglich sein würde, das Landhaus für den

Sommer zu vermieten; aber der Sommer brachte wie sonst Sommergäste nach Terijofky, unter denen in diesem Jahr Deutsche fehlten. Eva konnte ihr Haus an die junge Frau eines Obersten Wostensky vermieten, die mit vier kleinen Kindern kam. Ihr Mann kämpfte in Galizien gegen die Österreicher, und durch Frau Wostensky erfuhr Eva mehr als durch die Zeitungen über den Gang des Krieges.

Als Oberst Wostensky einmal auf Urlaub kam und sie nun täglich die Uniform in ihrem Hause sah, wurde Eva wieder von der Angst ergriffen, Gregor könnte kommen. Auch er konnte ja Urlaub nehmen und es ihm einfallen, sie aufzusuchen. Für diesen Fall machte sie Pläne, mit Minja vor ihm zu entfliehen. Wenn er kam, sagte sie sich, würde er sie zunächst im großen Hause suchen, und ehe er erfuhr, daß sie in der neuen kleinen Wohnung über dem Stall wohnte, konnte sie sich mit Minja davonmachen und bei Frau Dssypin in Merrekül bleiben, bis Gregor wieder fort war. Dafür stand immer eine kleine Reisetasche mit dem Notwendigsten bereit. Aber der Sommer verging und Gregor kam nicht, schrieb auch nicht. Er schien wirklich vergessen zu haben, daß er Frau und Kind hatte.

Eva litt nicht Not. In ihrem Besitz war noch der Betrag, den Dieter ihr für die Perlen gebracht und der noch nicht angelegt worden war, aber sie lebte so einfach, daß für ihren Lebensunterhalt genügte, was sie für die Vermietung des Landhauses einnahm. Sie war auch mit Vorräten an Lebensmitteln gut versorgt, sogar an Salz und Zucker, daran in Rußland Mangel zu herrschen begann, fehlte es ihr nicht.

Der zweite Kriegswinter kam und verging.

Im Mai 1916 kam Frau Wostensky mit ihren Kindern

wieder und bezog Evas Landhaus. Sie erzählte von dem Lebensmittelmangel, der in Petersburg zu herrschen begann, und daß, wenn nicht bald Frieden geschlossen werden würde, Revolution drohe. Diese würde viel schrecklicher werden, als die nach dem Russisch-Japanischen Krieg. Sie sah in Eva jetzt bereits eine gute Bekannte und lud sie beständig zu sich ein. Da sie in ganz andern Kreisen verkehrte als früher Eva, wußte sie nichts von Evas Ehetragödie und erkundigte sich oft nach ihrem Mann. Ob er geschrieben habe? Wo er zurzeit kämpfe? Es war das sehr peinlich für Eva, die stets ausweichend antworten mußte, weil sie mit Frau Wostensky nicht über das Unglück ihrer Ehe zu sprechen wünschte. Frau Wostensky meinte, ihr Mann habe einmal irgendwo Gregor Sublinoff kennengelernt.

Eines Morgens rief sie von der Veranda aus lebhaft und eifrig nach Eva, als diese kam, winkte sie mit einem Brief.

„Denken Sie, liebe Frau Sublinoff,“ rief sie, als Eva auf die Veranda hinaufkam, „mein Mann ist in Warschau mit Ihrem Mann zusammengetroffen!“

Da sie daraufhin in den Brief sah, bemerkte sie nicht, wie blaß Eva wurde; eifrig las sie aus dem Brief vor: „Gestern traf ich zufällig mit Major Sublinoff zusammen und erzählte ihm, daß Du bei seiner Frau wohntest. Er war sehr interessiert. Ich sagte ihm, daß Du geschrieben habest, seine Frau wüßte nicht, wo er sei, und er meinte, das wundere ihn gar nicht, da er so oft seinen Standplatz gewechselt habe, und die russische Feldpost in solchem Fall versage. Er selbst habe auch schon sehr lange nichts von seiner Frau gehört. Er ist hier mit . . .“

Frau Wostensky brach ab, errötete heftig und faltete den Brief hastig zusammen, denn natürlich konnte sie

Eva nicht vorlesen, was ihr Mann weiter noch schrieb, daß nämlich Sublinoff in Warschau mit einer Französin zusammenlebe, die die Witwe eines Fürsten Gorizky sein solle. Aber sie fand das sehr interessant. Darum also schrieb dieser Sublinoff so selten an seine arme Frau und kam nie auf Urlaub. Und wahrscheinlich ahnte sie schon etwas von der Geschichte, war deshalb so melancholisch und gab ausweichende Antworten, wenn man sich nach ihrem Mann erkundigte.

Durch Frau Wostenskys Mitteilung wurde aber Evas Angst, Gregor könnte es einfallen, sie zu besuchen, aufs neue angeregt. Er war durch den Obersten an sie erinnert worden, dieser hatte gewiß auch von Minja gesprochen, und so konnte Gregor vielleicht den Wunsch verspüren, sein Kind zu sehen. Der Gedanke an ein Wiedersehen mit ihm war ihr aber ganz unerträglich, und sie bereitete wieder alles vor, um sofort mit Minja zu entfliehen, falls er kommen sollte.

Aber sie vergaß diese Angst, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der Oberst Wostensky gefallen sei. Es war so schrecklich, den Jammer der Frau mitanzusehen. Und sie mußte sich der Kinder annehmen, trösten und sorgen. Die Frau weinte den ganzen Tag, wollte nichts essen, kam ganz herunter, und da das Fräulein, das sonst die Kinder überwachte, gerade auf Urlaub war, blieben die Kleinen ganz sich selbst überlassen.

Raum hatte Frau Wostensky sich ein wenig von dem Schlag, der sie so jäh getroffen, erholt, wollte sie nach Petersburg zurück, und Eva half packen.

Man war noch mitten im Sommer, aber das Haus nun neu zu vermieten, war nicht mehr möglich, dazu schien es doch schon zu spät. Also zog sie selbst aus ihrer kleinen Sommerwohnung wieder ins große Haus zurück,

wo es doch bequemer und auch kühler war. Sie beschloß, Frau Dssypin zu sich einzuladen, die ihr geschrieben hatte, daß Pawluschka sich verlobt habe und im Herbst heiraten werde, worüber sie sehr beglückt war. Sie hatte allerdings dazu geschrieben: „So sehr mir die kleine Sonja, meine zukünftige Schwiegertochter, gefällt, lieber wäre es mir doch gewesen, Du hättest meinen Pawluschka geheiratet, meine liebe Eva, denn von allen, die ich kenne, wärst Du mir die liebste Frau für ihn gewesen.“

Sie schrieb an Frau Dssypin, lud sie ein. Diese wollte kommen, aber etwas später, da sie gerade die neue Schwiegertochter auf Besuch erwartete.

Eva badete jetzt täglich im Meer und nahm die nun fast drei Jahre alte Minja mit, die sie nackt im seichten Wasser am Strande herumpatzchen ließ. Eines Morgens, als sie badete, während Mascha das Kind wieder in sein luftiges Hängerchen gesteckt hatte und dann nach Hause gegangen war, um zu kochen, während Minja unter dem Zelt im Sande spielte, sah Eva plötzlich einen hochgewachsenen Herrn in grauer Felduniform am Zelte stehen bleiben. Er sprach mit der Kleinen, beugte sich zu ihr hinab, setzte sich dann in den Sand, und Minja schien ganz zutraulich zu werden. Eva konnte die Gesichtszüge des Herrn nicht erkennen, aber wahnsinniger Schreck durchzuckte sie, als der Gedanke in ihr aufstieg, er könnte Gregor sein.

Was sollte sie tun?

Das Badehäuschen lag hinter dem Zelt. Es war kaum möglich, unbemerkt dahin zu gelangen, sich anzukleiden und dann Minja irgendwie fortzulocken. War es Gregor, so wußte er natürlich schon, daß sie badete, und wartete ruhig. Sie entschloß sich endlich. Ihr Bademantel lag im trockenen Sande nahe am Wasser, und sie benützte

einen Moment, da der Herr, sich mit dem Kinde beschäftigend, das Gesicht vom Meer abwandte, verließ das Wasser, hüllte sich schnell in den Bademantel und lief, einen Bogen machend, lautlos durch den weichen Sand zur Badehütte. Sie sah dabei nicht nach dem Zelt, wußte nicht, ob sie bemerkt worden war und ob ihre Vermutung richtig gewesen, aber sie war überzeugt, daß sie richtig war und niemand anders als Gregor bei Minja im Zelt saß. Wahnsinnig klopfte ihr Herz, während sie sich in fliegender Hast ankleidete.

Es war wirklich Gregor.

Als sie in ihrem weißen Kleid bleich und erregt ins Zelt hereinkam, erhob er sich schnell und klopfte den Sand von der Uniform.

„Nun, da bist du ja,“ sagte er ganz gelassen, als sei er gestern erst dagewesen. „Ich sah dich baden und wollte dich dabei nicht stören.“

Ohne ein Wort zu sagen, blickte sie ihn ernst und beinahe streng an, ihre blauen Augen erschienen ganz dunkel; da wurde er doch verlegen, erkannte, daß er es nicht mehr mit der blindliebenden, sanftmütigen Eva zu tun hatte, sondern einer schwerkgeprüften Frau gegenüberstand, gegen die er sich in unverzeihlichster Weise vergangen hatte. Aber er rechnete darauf, daß Eva ihn trotz allem noch immer liebte, und sein Unbehagen zu verbergen, wies er auf das Kind: „Wie niedlich sie ist. Sie hat sich gar nicht vor mir gefürchtet und gleich gefühlt, daß ich ihr Vater bin. Ich hatte Sehnsucht, Minja zu sehen, darum kam ich.“

„Du hattest nicht das Recht, jetzt noch zu kommen,“ sagte Eva mit leiser Stimme, in der verhaltene Erregung bebte, und sofort regte sich sein Trotz.

„Wieso nicht das Recht? Das da ist mein Kind und

du — soviel ich weiß, bist du noch meine Frau,“ sagte er schnell, und sofort erwiderte sie: „Aber ich sehe dich nicht mehr als meinen Mann an.“

„Was?“ Er lachte kurz auf. „Nun, das sind Ansichten. Nach russischem Recht aber . . .“

„Darauf willst du dich berufen?“ unterbrach sie ihn. „Ohne Abschied hast du mich verlassen und hast dich drei Jahre lang weder um mich, noch um dein Kind gekümmert, dessen Geburt du nicht einmal abgewartet, als du mich . . .“

„Laß schon,“ unterbrach er seinerseits, „zähle mir nicht alle meine Sünden auf, dafür ist der Tag zu schön. Ich weiß alle meine Sünden selbst, aber du weißt nicht, wie alles kam. Eigentlich konnte ich nichts dafür — zuerst eine falsche Spekulation, nun ja, das kann jedem passieren. Dann wollte ich das Verlorene einbringen, aber immer hatte ich Pech. Und dann — nun dann kam . . . dann kam alles andre.“

Er wußte nicht, ob sie von dem Duell erfahren, wollte es lieber nicht erwähnen, aber sie erriet, warum er abbrach, und hart sagte sie: „Nach diesem allen andern hattest du nicht das Recht, jetzt zu kommen und meinen Frieden zu stören.“

„Vielleicht — vielleicht hätte ich nicht sollen . . .“ gab er zu, „aber ich sehnte mich so.“

Er blickte sie an. Ihre Wangen hatten sich jetzt gerötet, vom Seewasser noch feucht, ringelte sich ihr Haar am Nacken und über den Ohren. Sie sah gesund, kräftig und schön aus, fraulicher als er sie in der Erinnerung hatte, dabei wieder mädchenhaft schlank. Und heiß stieg das Begehren in ihm auf, sie wieder in seine Arme schließen, sie lieblosen zu dürfen und ihre jetzt herbgeschlossenen Lippen zu küssen.

Er selbst war fast unverändert. Schlank, hoch und kraftvoll stand er da, das dunkle Gesicht noch dunkler gebräunt durch die Sonne Galiziens und Polens. Die Militärmütze hatte er zurückgeschoben, und unter dem schwarzen Haar auf der Stirn zeichnete sich ein schmaler heller Streifen ab. In seine dunklen Augen trat ein bittender Ausdruck, als er mit weicher werdender Stimme weiter sprach.

„Ich sehnte mich, Eva. Ich bleibe nicht lange, zwei, drei Tage nur, dann gehe ich wieder an die Front, wo man in jeder Minute auf hunderterlei Art einen gräßlichen Tod finden kann. Vielleicht wirst du mich also bald ganz los, und wenn du dann hörst, daß ich tot bin, wird es dich freuen, noch diese letzten drei Tage freundlich mit mir gewesen zu sein.“

Eva empfand, wie der Zauber seiner Persönlichkeit, wie der weiche, bittende Ton seiner klangvollen Stimme auf sie zu wirken begann; gleich einer heißen Welle durchströmte es sie, und ihr Herz pochte so heftig, daß es ihr fast den Atem benahm. Da dachte sie an den einzigen Brief, den er ihr, nachdem er sie verlassen, geschrieben hatte, und ihr verletzter Stolz bäumte sich auf. Aber ehe sie etwas sagen konnte, bückte er sich, nahm Minja auf den Arm, die sich ganz zutraulich an ihn schmiegte, denn sie war müde von Bad und Sonne.

„Komm, gehen wir nach Hause,“ sagte er und dann wandte er sich an das Kind: „Willst du, daß Papa dich nach Hause trägt, Minja?“ Und Minja nickte eifrig. Als Eva aber das Kind auf seinem Arm sah, und wie es sich an seine Brust schmiegte, gedachte sie der Glücksträume, die sie früher geträumt, und schnell wendete sie sich ab, ihn die Tränen nicht sehen zu lassen, die ihr jäh in die Augen schossen. Sie verließ das Zelt, und er folgte ihr

mit der Kleinen auf dem Arm. Nebeneinander gingen sie durch die Dünen und dann den Birkenwald, der ganz voll Sonne war, denn das leichte, helle Laub der Birken vermochte ihre Strahlen nicht abzuhalten. Die weißen Stämme leuchteten, es roch nach süßem Birkenharz und Pilzen, die überall ihre braunen, grauen und rötlichen Köpfe aus dem Moose steckten, und mit denen Mascha wundervolle Gerichte zu bereiten verstand. Mitten durch das Wäldchen floss ein kleiner Bach, den sie auf zwei darübergelegten, halbierten Baumstämmen überschritten, und an den Rändern des Wasserleins wuchsen Blumen.

Es war alles so still, schön und friedlich, und wer die beiden schönen Menschen durch den hellen Wald schreiten sah, mit dem hübschen Kind auf dem Arm des Mannes, mußte wohl glauben, daß sie zwei Glückliche waren, die sich liebten und heiteren Herzens ihrem Heim zugingen.

Erst gingen sie schweigend, dann sagte Gregor: „Hier ist alles ganz unverändert geblieben. Wenn ich irgendwo in Galizien oder in Polen durch einen solchen Wald kam und Pilze roch, mußte ich immer an Terijoky denken.“

Eva erwiderte nichts, und nach einer Weile sagte er: „Wie ich höre, hast du auch die drei Winter hier verbracht.“

„Wo hätte ich sonst bleiben sollen?“ war ihre Antwort.

„Fürchtbar einsam hier im Winter,“ meinte er. „Du hättest das Landhaus verkaufen sollen und in die Stadt ziehen.“

„Es war mir lieber so,“ erwiderte sie.

Er dachte daran, daß man ihm geschrieben hatte, ein junger deutscher Arzt besuche Eva häufig; es zuckte höhnisch um seinen Mund, und schon wollte er spottend sagen: „Nun, du wirst auch im Winter nicht immer allein gewesen sein!“ aber er unterdrückte eine solche An-

Spielung auf ihren deutschen Freund, um sie nicht zu reizen. Er vertraute auf den faszinierenden Zauber seiner Persönlichkeit, den er oft genug Frauen gegenüber erprobt, und er war überzeugt, daß es ihm, wenn er es nur wollte, schon gelingen würde, Eva wieder zu versöhnen. Frauen vergeben nur zu gern alles, was der Mann auch getan haben mag, wenn sie nur zu dem Glauben gebracht werden können, daß er sie noch liebt. Er lächelte überlegen und verächtlich. Er kannte die Frauen, und Eva war gewiß auch nicht anders als alle die andern.

Minja war eingeschlafen, ihr Köpfchen ruhte auf seiner Schulter, und ihr reiner Atem streifte seine Wange, schlaff lag ihr weiches, warmes Körperchen an seiner Brust. Er hatte sich nie mit Kindern abgegeben, er war nicht, was man Kinderlieb nennt. Aber das kleine Wesen in seinem Arm war sein Kind, sein Fleisch und Blut, ein ihm sonst fremdes Gefühl von Zärtlichkeit stieg in ihm auf und der Wunsch, von diesem Kindchen geliebt zu werden. Nein, er wollte sich nicht von Eva scheiden lassen, die dann womöglich später den Deutschen heiraten würde; wenn er nicht wollte, konnte es nicht geschehen.

Mascha wußte schon, daß der Varin gekommen war, da Gregor zuerst am Hause gewesen, sie hatte für ein gutes Frühstück gesorgt, war aber sehr beunruhigt, wie Eva die Rückkehr ihres Mannes auffassen würde. Sie war erstaunt, als sie beide friedlich vom Walde her herankommen sah und Minja auf dem Arm ihres Vaters.

Nun ja, dachte sie resigniert, nun er wiedergekommen ist, wird sie ihm alles vergeben; denn er ist vor Gott ihr Mann und auch der Vater ihres Kindes.

Sie stammte aus einer Bauernfamilie, und im Dorfe kam es oft genug vor, daß der Mann seine Frau prügelte,

alles Eigentum vertrannt und sich mit andern Weibern abgab, aber doch blieb die Frau bei ihm, kochte für ihn und gebar ihm Kinder. Das war nun einmal so.

Aber als Eva ins Haus kam, erschraf Mascha über den eigentümlich versteinten Ausdruck ihres Gesichts, das unter der Sonnenbräune ganz bleich war. Aus ihren Augen aber sprach kalte Entschlossenheit, die nicht Bereitwilligkeit zu rascher Versöhnung annehmen ließ. Gelassen nahm sie das schlafende Kind vom Arm seines Vaters, trug es selbst hinauf, es in sein Bettchen zu legen, und durch einen Blick bedeutete sie Mascha, ihr zu folgen. Oben, während beide sich über das Bettchen beugten, flüsterte sie ihr zu: „Mache drüben in der kleinen Wohnung dann alles bereit für mich und Minja, denn ich will mich später dort verbergen, bis er wieder fort ist.“

„Aber Ewitschka . . .“

„Du wirst Minja abends dort zu Bett bringen,“ sprach Eva weiter. „Ich folge dann. Und wenn er nach mir fragt, wirst du ihm sagen, ich sei mit Minja nach Merrekül gefahren, dann wird er uns dort suchen und nicht finden. Er weiß nichts von der kleinen Wohnung über dem Stall.“

Mascha schüttelte dazu den Kopf, widersprach aber nicht, denn es war ihr ganz recht, daß Eva nicht gleich vergeben wollte, sondern vielleicht erst, wenn er ein zweites oder drittes Mal gekommen sein würde. Dann seufzte sie tief auf, weil sie an Dieter Wandrup dachte.

Eva kleidete sich um, ordnete sorgfältig ihr Haar und ging darauf hinunter.

„Wie schön du bist, Eva,“ sagte Gregor ganz entzückt, als er sie sah, und in seinen dunklen Augen flammte es auf. „Du bist noch viel schöner geworden.“

Dann saß er ihr in dem hübschen kleinen Speisezimmer

mit den alten, eichenen Rigaer Möbeln am runden Tisch gegenüber, nun wirklich als ihr Gast. Sie behandelte ihn ganz als einen Gast und über Mangel an Gastlichkeit in ihrem Hause sollte er sich nicht zu beklagen haben. Es fehlte an nichts. Wein stand auf dem Tisch, die Speisen waren gut und schmackhaft bereitet, in einer kleinen Karaffe stand Kognak für ihn bereit und Blumen in einer silbernen Vase schmückten den hübschgedeckten Tisch. Ihn störte es nur, daß Mascha mit vom Herdfeuer geröteten Wangen servierte. Wenn die Köchin serviert, bringt sie immer Ruchendunst mit ins Zimmer.

„Du hast nur noch Mascha?“ fragte er.

Eva bejahte kurz und sprach von etwas anderm. Sobald er versuchte, von ihr und ihrem Leben zu sprechen, lenkte sie ab, fragte nach seinen Kriegserlebnissen, hörte scheinbar interessiert zu, erzählte auch selbst von dem Ehepaar Wostensky und dem Jammer der Frau, als die Nachricht kam, daß Oberst Wostensky gefallen sei.

„Und zu denken, daß ich ihn vor kaum vier Wochen in Warschau gesprochen habe,“ sagte nachdenklich Gregor. „Er erzählte mir von seinem Besuch in Terijoky, von seiner Frau und seinen vier Kindern und sprach von dir und Minja; gerade das weckte meine Sehnsucht. Aber wie hattet ihr denn alle Platz im Haus?“ fragte er zuletzt.

„Ach, man richtete sich ein,“ erwiderte Eva und errötete dabei, fragte dann hastig, ob er wüßte, wo Wostensky gefallen war.

Er wußte es nicht, hatte erst durch sie seinen Tod erfahren, und nun benutzte er die Gelegenheit, sie weich zu stimmen, sprach wieder von der Möglichkeit, selbst bald von einer deutschen Kugel getroffen zu werden.

„Das geht schnell da draußen,“ sagte er. „Heute rot, morgen tot. Heute in acht Tagen liege ich wieder irgend-

wo in einem Schützengraben, was weiß Gott nicht schön ist an und für sich, aber wenn sie drüben anfangen, Bomben so groß wie Koffer zu werfen und dann Trommelfeuer dazukommt, ist es eine Hölle. Das mal für ein paar Tage zu vergessen . . .“

Er legte seine große Hand auf ihre, die zwar zuckte, die sie aber doch nicht zurückzog, was ihn zuversichtlich machte.

„Und gerade hier bei dir, Eva, so sehr sehnte ich mich danach, so sehr, bis ich es nicht mehr ertrug, und darum kam ich. Kannst du mir deshalb böse sein?“

Er versuchte ihr dabei bittend in die Augen zu sehen, aber sie blickte vor sich nieder und presste die Lippen so fest aufeinander, daß sie ganz schmal wurden. Er sah, noch war sie nicht gewonnen, aber noch lag ja der ganze Nachmittag vor ihnen, und dann kam — der Abend. Er vertröstete sich auf den Abend. Bis dahin gelang es ihm, meinte er, sicherlich in ihrem Herzen die alte Liebe für ihn wieder zu wecken. Ganz allmählich mußte er vorgehen, zunächst Erinnerungen an das erste glückliche Jahr ihrer Ehe anklingen lassen. Er sprach von Petersburg, dann von Italien, wo er kurz vor dem Kriege gewesen war, erwähnte die Städte, die sie auf der Hochzeitsreise berührt hatten.

„Erinnerst du dich an den kleinen Bergen, der in Konstantinopel dein Cicerone war?“ fragte er plötzlich.

Natürlich erinnerte sich Eva an Bergen, und Gregor erzählte, daß der kleine Bergen, der ja Walte gewesen und reichsdeutsche Verwandte gehabt habe, sich durch einen Brief nach Deutschland verdächtig gemacht hätte und verhaftet worden sei. Kurze Zeit darauf sei der arme Kerl in der Peter-Pauls-Festung am Typhus gestorben.

„Dabei war er russischer als der Zar,“ setzte Gregor hinzu.

Eva erinnerte sich an den kleinen Bergen, wie er ihr auf dem Newskyprospekt begegnet war, als sie vom Juwelier kam, wo sie erfahren hatte, daß die Steine in ihrem Halschmuck grünes Glas waren. Die Erinnerung an Bergen war verknüpft mit der anderen an den schrecklichsten Tag ihres Lebens, aber davon wußte Gregor nichts.

Sie tranken Kaffee im Wohnzimmer, weil es auf der Veranda jetzt zu heiß war. Gregor hatte während des Essens mehrere Glas Burgunder getrunken, zum Kaffee nahm er einige Gläschen Kognak, den er selbst noch besorgt, zu sich und wurde immer lebhafter und unruhiger. Er erhob sich schließlich und ging im Zimmer auf und nieder, wie er das früher auch zu tun pflegte. Dabei erzählte er verschiedene Episoden aus dem Krieg und besprach die Fehler, die nach seiner Meinung von der russischen Heeresleitung gemacht worden waren.

Eva saß mit dem Rücken gegen das Fenster und folgte ihm mit dem Blick, während sie schweigend zuhörte. Ihre Augen verfolgten jede Bewegung seiner kraftvollen, geschmeidigen Gestalt und den wechselnden Ausdruck in seinem männlich-schönen Gesicht, dabei fiel ihr ein ausgesprochen brutaler Zug um seinen Mund auf, der ihr früher nie aufgefallen war, und der sich vielleicht jetzt erst zeigte, weil er keinen Schnurrbart mehr trug. Er aber bemerkte plötzlich, daß ihre Blicke ihm folgten, und deutete das zu seinen Gunsten. Er schlug allmählich einen elegischen Ton an, sprach von Todesahnungen und wieder von der Sehnsucht, die ihn gequält. Er log aber, wenn er von dieser Sehnsucht sprach. Er hatte immer möglichst wenig an Eva gedacht, denn wenn er an sie dachte, bekam er Gewissensbisse, und das liebte er nicht. Tatsächlich war er schon zwei Wochen in Petersburg gewesen, sein

Urlaub fast abgelaufen, als ihm die Laune angekommen, nach Terijoky zu fahren. Aber jetzt versuchte er, sich einzubilden, daß Sehnsucht ihn zu Eva getrieben. Und jetzt sehnte er sich wirklich nach ihrer Liebe und ihrer Zärtlichkeit.

Eva achtete nicht auf das, was er sprach, sie hörte nur seine Stimme, und ihre Gedanken wanderten zurück zu der ersten glücklichen Zeit ihrer Ehe. Tiefe Traurigkeit ergriff sie, als sie sich vorstellte, wie anders alles hätte werden können und wie glücklich sie und Gregor, wenn — ja, wenn er der Mensch gewesen wäre, den sie in ihm geliebt hatte. Tränen stiegen in ihren Augen auf und rasch erhob sie sich, trat ans Fenster. Aber Gregor hatte sie verstohlen beobachtet und bemerkt, daß ihre Augen feucht wurden. Er sah sie nun am Fenster stehen, ihren schlanken Rücken, die zarte Rundung ihrer Schultern, und über dem weißen Nacken den weichen, goldigen Flaum des kurzen Nackenhaares, der sich da zu kleinen Lößchen bog. Plötzlich stand er neben ihr und legte den Arm um sie.

„Eva, Duschinka,“ flüsterte er, „vergeben sollst du mir! Ein Verhängnis trennte uns, aber nie habe ich aufgehört, dich zu lieben, Eva, und ich liebe dich — mehr als je liebe ich dich!“

Mit plötzlich ausbrechender Leidenschaftlichkeit zog er sie an sich und küßte sie heiß und gierig, ehe sie, überrascht wie sie war, sich dagegen wehren konnte. Aber nun stemmte sie ihre Hände gegen seine Brust und bog den Kopf zurück.

„Nein! Nein! Laß mich!“ stieß sie atemlos hervor.

„Nein, ich lasse dich nicht, bis du mir vergeben hast,“ raunte er, sie gewaltsam festhaltend, und was konnte sie gegen seine Kraft; vergebens strebte sie, sich zu befreien. Aber da wurde plötzlich die Lüre geöffnet, er

hörte es, ließ Eva unwillkürlich los, da entglitt sie ihm. Sie wollte fliehen, doch ihre Knie versagten, und sie sank auf einen Sessel nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sie hatte nicht bemerkt, daß die Tür geöffnet wurde und Mascha Minja hereingelassen hatte, aber Gregor gewahrte jetzt den Grund der Störung, das Kind, das in duftigem weißen Kleidchen, ein Spielzeug im Arm, an der Tür stand und mit großen, erschreckten Augen zu seiner Mutter herüberblickte.

In diesem Augenblick haßte er dieses Kind, hätte es am liebsten mit einem Fußtritt wieder aus dem Zimmer befördert, denn dieses unnütze kleine Wesen hatte ihn für den Augenblick um den Sieg gebracht, dem er, wie er meinte, schon nahe gewesen. Minja sah ihn an und erschrak, weil er so böse aussah, schnell lief sie auf Eva zu. „Mamuschka,“ rief sie mit ihrem hellen Stimmchen, „Mamuschka, Puppchen am Meer bieben!“

Beide Armchen warf sie über Evas Knie, drückte sich fest an sie in der Angst vor dem großen Mann, der sie böse angesehen hatte, und ängstlich blickte sie nach ihm zurück.

Eva fuhr auf, umarmte die Kleine, zog sie zu sich empor.

„Puppchen am Meer bieben!“ wiederholte Minja.

„Wir holen es später,“ tröstete Eva.

„Deutsch sprichst du mit dem Kind?“ sagte Gregor zornig. „Wie kannst du dem Kinde erlauben, Deutsch zu sprechen, während Deutschland gegen uns Krieg führt!“

Mit Minja vor sich auf dem Schoß, fühlte Eva sich sicher vor ihm, und ruhig erwiderte sie: „Du vergißt, daß Deutsch meine Muttersprache ist.“

„Muttersprache?“ erzürnte er sich mehr und mehr.

„Wieso das? Was weißt du überhaupt, welches deine Muttersprache ist? Wer war deine Mutter?“

Sich stolz aus ihrer gebeugten Haltung aufrichtend, antwortete sie ruhig: „Diejenige, die mich als hilfloses Kind mütterlich an ihr Herz nahm.“

„Ach was, Russin bist du!“ schrie er in plötzlicher Wut und stampfte mit dem Fuße heftig auf. „Russin bist du und meine Frau bist du, und der Balg da ist mein Kind, ein russisches Kind! Russisch soll es reden!“

„Sie spricht ja auch Russisch,“ wollte Eva begütigen. „Nur mit mir . . .“

„Auch mit dir soll sie nicht Deutsch sprechen. Ich will es nicht! Ich verbiete es!“

Eva schwieg, streichelte sanft über Minjas Köpfchen, fühlend, wie die Kleine bei jedem lauten Wort ängstlich zusammenzuckte. Da wies Minja mit dem Fingerchen schnell auf Gregor und flüsterte fragend: „Böser Mann?“

Es war so kindlich laut geflüstert, daß Gregor es hörte und noch wütender wurde: „Da hast du's!“ rief er erboßt. „Gegen den eigenen Vater erziehst du das Kind. Aber es ist ja zu verstehen, daß du es möglichst deutsch erziehst,“ fuhr er höhrend fort und lachte kurz auf, „sehr zu verstehen! Von mir scheiden lassen wolltest du dich doch — nicht wahr? Und dann den deutschen Doktor heiraten — wie? Der hier vor dem Kriege schon den Hausherrn gespielt hat. Nun, du siehst, ich bin unterrichtet.“

Er blieb vor ihr stehen und sah sie an. Ihr Gesicht war graubleich geworden und wie erstarrt, aber aus ihren schönen blauen Augen blühte ihm Haß und Verachtung entgegen, und er erkannte, daß er es nun völlig mit ihr verdorben hatte. Einerlei, trotzdem blieb sie seine Frau, und nach russischem Recht konnte sie sich von ihm nicht scheiden lassen, solange er es nicht wollte. Er wandte sich ab, ging überlegend einigemal durchs Zimmer, dann sagte er in ruhigem Ton: „Jedenfalls werde ich nie in

eine Scheidung willigen. Und ich werde auch dafür sorgen, daß mein Kind nicht deutsch erzogen wird."

Eva schwieg. Aber Minja, deren Angst sich immer mehr gesteigert, fing an zu weinen und war nicht zu beruhigen.

"Böser Mann — böser Mann," schluchzte sie, und Eva erhob sich mit ihr.

"Wo willst du hin?" fragte er mißtrauisch, ihr den Weg vertretend.

"Ich bringe Minja zu Mascha. Deine laute Stimme hat sie erschreckt."

"Nun gut, aber dann komm gleich wieder. Ich habe noch mit dir zu reden."

Sie neigte stumm den Kopf und ging hinaus.

Gregor trank noch ein Glas Kognak, ging dann wartend im Zimmer auf und nieder. Allmählich ärgerte er sich, daß er sich nicht besser beherrscht hatte. Warum mußte auch das kleine Ding gerade hereinkommen. Nun, überlegte er, noch war er schließlich der Herr, und ging es mit Güte nicht, mußte Eva sich der Gewalt fügen. Das Kind gehörte ihm, und wenn er drohte, ihr das Kind zu nehmen, würde sie schon fügsam werden.

Er wartete, betrachtete die Bücher im Bücherschrank, las die Titel. Sehr viele deutsche dabei, da sie fast alle aus Riga stammten. In einem unteren Fach lagen Alben, er zog eines heraus. Darin waren Amateurphotographien eingeklebt. Er nahm es zum Tisch, fing an darin zu blättern und erkannte bald, daß es Aufnahmen aus Evas Kinderzeit waren. Unter jedem Bildchen stand eine kurze Erklärung und das Datum der Aufnahme. Eva mit ihrer Puppe. Eva im Garten. Eva mit Dieter Wandrup. Auf sehr vielen Bildern war dieser Dieter Wandrup neben Eva. War das vielleicht der Deutsche,

der vor dem Kriege so viel bei ihr verkehrt haben sollte? — Der Gedanke an diesen Deutschen erregte ihn. Und Eva war so anders geworden, kalt blickten ihre Augen ihn an. War ihre Liebe zu ihm ganz erloschen? Haßte sie ihn vielleicht? Er hatte ja nicht erwarten können, daß sie ihm gleich mit offenen Armen entgegenkommen würde, aber wenn sie ihn wirklich so sehr geliebt hatte, konnte ihr Herz gegen ihn noch nicht ganz erkaltet sein. Liebte sie wohl gar den jungen Deutschen, der sie so oft besucht haben, ja sogar tagelang bei ihr geblieben sein sollte!

Er war ja natürlich selbst schuld daran, wenn Evas Herz sich von ihm ab und einem andern zugewandt hatte, aber seine Eitelkeit wollte es nicht zugeben, daß dies so bald möglich geworden. Ärgerlich klappte er das Album zu, ging im Zimmer umher, besah sich die Sachen, die Bilder und bemerkte, daß auf Evas Schreibtisch sein Bild nicht mehr stand. Da waren die Bilder von Evas Adoptiveltern und die der alten Schachtens, eines von Lisa mit ihren beiden Kindern und dann in grünem Leder-rahmen die Photographie eines jungen Mannes, den er nicht kannte. Das war er ja wohl — der Deutsche!

Er nahm das Bild in die Hand. Freundlich und ernst blickten ihn daraus die Augen an. Ein sympathisches Gesicht war es, aber nichts Besonderes daran. Dann hoben sich Gregors Brauen: Aber natürlich! Das Gesicht auf dem Bild war das männlicher gewordene Gesicht des Knaben Dieter, der im Album so oft mit Eva abgebildet war — die Ähnlichkeit unverkennbar. Also ein Jugendfreund! Und der hatte sich gleich als Lückenbüßer eingefunden und als Ersatzmann angeboten.

Sofort haßte Gregor diesen Menschen und Eifersucht packte ihn. Nein, auf keinen Fall wollte er Eva freigeben,

damit sie diesen da heiraten konnte! Ihm allein gehörte sie und — er begehrte sie wieder. — Aber wo blieb sie denn so lange? Warum kam sie nicht zurück? Gerade wollte er hinausgehen, zu sehen, wo sie war, als Mascha mit dem Samowar hereinkam, ihn auf den Teetisch setzte, dann wieder hinausging und mit einem Teebrett zurückkam, den Teetisch anrichtete.

„Wo ist meine Frau?“ fragte Gregor sie. „Sage ihr, daß ich auf sie warte.“

Mascha stellte eine Tasse zurecht und antwortete, ohne aufzublicken: „Eva Iwanowna ist fortgegangen.“

„Fortgegangen?“ fuhr er auf. „Wohin denn?“

„Nach Merrekül wollte sie.“

„Was? Ohne mir ein Wort davon zu sagen?“

Mascha hob den Kopf und sah ihn an, ohne zu antworten, und es lag etwas in dem Blick der einfachen Dienerin, was Gregor veranlaßte, seinen zu senken.

„Zu wem ist sie gegangen?“ fragte er zornig, und Mascha schüttelte den Kopf.

„Das weiß ich nicht.“

„Du weißt es, Mascha, aber sie hat dir verboten, es mir zu sagen.“

„Sie hat es mir nicht gesagt.“

Kuhig ging Mascha aus dem Zimmer, aber ehe sie die Türe schloß, rief er sie zurück: „Hat sie das Kind mitgenommen?“

„Ja, natürlich.“

Gregor stieß einen Fluch aus, und Mascha schloß schnell die Türe hinter sich.

Evas Hund, Brin, war mit Mascha hereingekommen. Brin, der vor drei Jahren noch sehr jung gewesen, hatte Gregor, als er kam, nicht erkannt, ihn angebellt, aber jetzt kam er freundlich heran, wedelte und legte sich neben

den Teetisch. Gregor beachtete ihn nicht, ging erregt im Zimmer auf und nieder und überlegte, ob er Eva nach Merrekül folgen sollte. Er wußte nicht, ob die Dargilows noch in Portugal waren. Wahrscheinlich waren sie längst wieder in Rußland, und Eva hatte sich nun zu Lisa geflüchtet, die ihn haßte. Zu Dargilows gehen und dort nach Eva fragen? Gregor verzog das Gesicht. Die Rolle, die er da spielen würde, gefiel ihm nicht. Natürlich würden die Dargilows Evas Partei nehmen und ihn ablaufen lassen, womöglich leugnen, daß sie bei ihnen war. In Gedanken sah er das überlegene und mokante Lächeln um Lisas Lippen, und er stampfte auf, zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

Brin fuhr zusammen, erhob sich, wedelte zögernd, näherte sich dann und stieß mit der Nase gegen seine Hand. Brin wußte, wo seine Herrin war, wollte hinüber nach dem Stallgebäude und forderte Gregor auf, mit ihm hinüberzugehen. Aber dieser verstand ihn nicht und gegen irgend etwas mußte er seine Wut auslassen. Kaum spürte er die feuchtkalte Nase des Hundes an seiner Hand, versetzte er ihm einen derartigen Fußtritt, daß Brin laut aufheulend zurücksprang und sich knurrend unter dem Schreibtisch verkroch. Als Mascha gleich darauf wieder hereinkam und Butter auf den Tisch stellte, lief er hinaus.

Gregor wies auf den Teetisch und sagte wütend: „Was soll das? Glaubst du, ich werde mich da hinsetzen und allein Tee trinken?“

Mascha blieb gleichmütig: „Ich soll Ihnen alles geben, was Sie wünschen, Gregor Ayrillowitsch. Wenn Sie lieber Wein haben wollen . . .“

„Ach, geh zum Teufel!“

Als Mascha wieder hinausgegangen war, sah er auf die Uhr, überlegte. Noch ging ein Zug nach Petersburg

zurück, dahin konnte er heute noch zurückfahren. Was sollte er hier noch? Es war gewiß, daß Eva lange genug fortbleiben würde, um sicher zu sein, daß er zur Front zurückgefahren war. In drei Tagen lief sein Urlaub ab, das wußte sie, das hatte er ihr ja selbst gesagt. Aber er wollte sich rächen! Sie sollte büßen, was sie getan. Er hatte die Macht dazu, sich an ihr zu rächen, sie an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen. Das Kind konnte er ihr nehmen.

Und er lächelte zufrieden, als er sich nun doch an den Teetisch setzte und sich den Tee, den er trank, zur Hälfte mit Rum versetzte. Der Rum war wirklich gut, den hatte er ja noch selbst besorgt. Er aß auch einige der feinbelegten Butterbrötchen und überlegte dabei, wie er seine Rache befriedigen konnte.

Wohin mit dem kleinen Kinde, wenn er es Eva wegnehmen würde? Das würde sich finden. Jedenfalls konnte er sie zunächst mit seiner Absicht, ihr das Kind zu nehmen, ängstigen, das verdiente sie für ihren Streich. Und fand sie sich nicht bereit, sich in allen Dingen seinem Willen zu fügen, dann nahm er ihr Minja fort. Er schwelgte in dem Gedanken an seine Rache. Aus Rußland entfliehen konnte Eva nicht. Schwerer als sonst war es jetzt, über die Grenze zu kommen, einen mehrfach visierten Paß brauchte man dazu, und er wollte dafür sorgen, daß sie, als seine Frau, ohne seine Genehmigung keinen bekommen konnte.

Er setzte sich an Evas Schreibtisch und schrieb:

„Du wirst Dein Benehmen bereuen. Je schlechter Du Dich gegen mich benimmst, umso schlimmer für Dich. Du bist meine Frau und bleibst es, Minja ist mein Kind, und ich habe väterliche Gewalt über sie. Ich will, daß sie russisch erzogen wird, darum werde ich sie Dir nehmen

und Deinem Einfluß entziehen. Benimmst Du Dich weiter schlecht gegen mich, wirst Du sie nicht wiedersehen.

Gregor."

Das Blatt ließ er offen auf dem Schreibtisch liegen.

Mascha sah ihn dann mit der kleinen Handtasche, die er mitgebracht hatte, den Gartenweg hinuntergehen. Vom Stall her bellte ihm Brin nach, aber Gregor kam nicht auf den Gedanken, die Herrin könnte dort sein, wo der Hund war. Er wendete den Kopf nicht nach dem Stallgebäude zurück, bemerkte nicht den neuen Aufbau, der überdies von den Zweigen eines davorstehenden größeren Apfelbaumes halbverdeckt wurde. Voll reinsten Schadenfreude blickte ihm Mascha nach und lächelte zufrieden bei dem Gedanken, daß er nun wohl nach Merrekül fahren und dort vergebens nach Eva suchen würde, während er jetzt doch nur ein paar Schritte nach links hinüber zu machen brauchte, um sie hier zu finden.

(Fortsetzung folgt)

Silberrästel

Das Erste sich gar viele Menschen nennen,
Wenn auch ihr Tun nicht immer dem entspricht,
Wozu sie sich von Kindheit an bekennen.
Wohl dem, der mit sich selbst geht ins Gericht!

Im Zweiten wird gefördert eine Sache,
Die uns dem Alltagseinerlei enthebt,
Ob man sie kundgibt, daß man scherz' und lache,
Ob man Begeisterung zu erwecken strebt.

Das Ganze freut die Großen und die Kleinen,
Bringt hellen Lichterglanz in jedes Haus,
Es will die Menschen unter sich vereinen
Und treibt den Haß durch Liebe aus.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Vom Segelschiff zum Windkraftschiff ohne Segel

Von Hermann Rall / Mit 10 Bildern

Dem Mangel an Schiffsraum, der durch Verluste im Weltkrieg und lange Baubehinderung bei allen seefahrenden Nationen entstanden war, konnte seither nur allmählich abgeholfen werden. Nicht nur die Baukosten der großen Dampfer waren ungeheuer gestiegen, es fehlte auch an Eisen und Kohle. Besonders schwer zu ringen hatte die deutsche Handelschiffahrt. Die Reeder richteten deshalb ihr Augenmerk darauf, bei den aufgelegten Neubauten von vornherein größte Wirtschaftlichkeit der Antriebsanlagen zu erreichen. Statt der unrentablen Kohlenfeuerung wählte man Ölfeuerung oder ging zum Ölmotorenantrieb über. Vor allem aber gelangte auch die Segelschiffahrt wieder zu erhöhter Bedeutung. In der deutschen Handelsmarine hatte man allerdings schon vor dem Krieg erkannt, daß die Erhaltung dieser Schiffsgattung notwendig war, und mancherlei Versuche sind gemacht worden, die Bauweise der Segelschiffe so zu vervollkommen, daß sie an Schnelligkeit, Sicherheit und Wirtschaftlichkeit nicht hinter den Frachtdampfern zurückblieben. Besonders für alle Waren, die eine lange Transportzeit vertragen und die billig befördert werden müssen, wenn sich der Handel lohnen soll, galt das Segelschiff noch immer als das geeignete Fahrzeug, weil die billige Windkraft ausgenutzt, die teure Kohlenfeuerung vermieden blieb. An engen Stellen und in Kanälen kommen die Segelschiffe freilich ohne Schlepper nicht aus, und bei anhaltender Windstille besteht die Gefahr erheblichen Zeitverlustes. Trotzdem machte sich eine in Kiel gegründete Vereinigung die Neubelebung der Segelschiffahrt zur besonderen Aufgabe,

und der Deutsche Schulschiffverein nahm sie gleichfalls in der Vorkriegszeit in sein Programm auf. Zum Glück war man so weitblickend gewesen, niemals die alten Er-



Wikingerschiff unter Segel.

fahrungen der Segelschiffahrt in der Mannschaft verloren gehen zu lassen. Deutschen Seeleuten war die Erlangung von Führerpatenten nur möglich, wenn ihre Ausbildung vorschriftsmäßig auf Segelschiffen erfolgt

war. Der Bau von Raaseglern erwies sich freilich wegen der hohen Herstellungskosten und ungünstigen Wirtschaftlichkeit als unzweckmäßig. Bei vollgetakelten Rauffahrtsschiffen pflegt aus Sparsamkeitsgründen die Besatzung des Fahrzeuges knapper zu sein, als der schwere Dienst es eigentlich erfordert. An Stelle der Raasegler war jedoch ein neuer Segelschiffstyp getreten: der mehrmastige



Alte Hansafogge.

Schoner mit Gaffelsegel. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte man schon vor einigen Jahren eine ganze Anzahl von vier- und fünfmastigen Schonern gebaut.

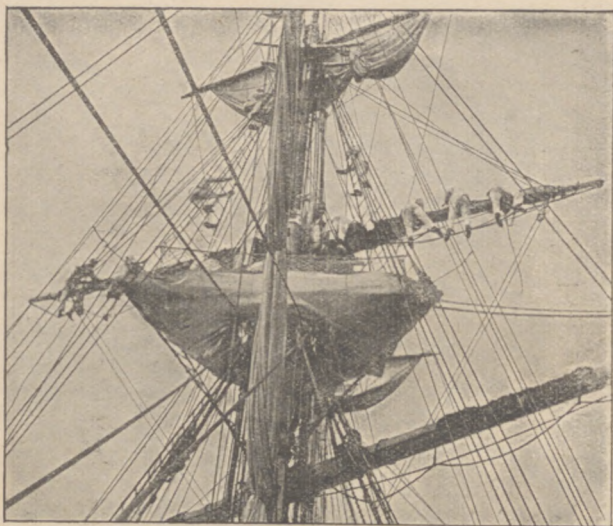
Da die Windverhältnisse auf dem Dzean wissenschaftlich zuverlässig erforscht sind, der Hilfsdienst der Seewarten immer vollkommener geworden ist, können Segelschiffe ihre Fahrten günstig einrichten und schneller zurücklegen als früher, ja vielfach schneller als Dampfer, deren Antrieb so viel teurer ist. Hatte sich also die Brauchbarkeit, ja Unentbehrlichkeit der die Windkraft



Vollschiff mit Segeln, davor ein kleiner Segler.

ausnützensden Segelschiffahrt — trotz der Vervollkommnung der Dampfer — aufs neue erwiesen, so wird ihre Bedeutung jetzt durch eine neue deutsche Erfindung, das Flettner'sche Windkraft- oder Rotorschiff, noch in ganz

anderes Licht gerückt, werden ihr durch die noch viel wirtschaftlichere, rationellere Ausnützung der Windkraft bisher ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet. Dieses neue Fahrzeug ist zwar ein Segelschiff, weil es die Kraft der Windströmung unmittelbar zum Vorwärtskommen benützt, wie bisher die mit breiten, flachen



Matrosen auf der Raa eines Segelschiffs.

Segeln ausgestatteten Segelschiffe, aber die Form der Segel und ihre Bedienung ist bei dem Flettnerschiff ganz verändert. Die Segel sind nicht mehr gleichgerichtete Flächen, sondern *Walzen*; nicht mehr aus Segeltuch, sondern aus glattem *Stahlblech*. Brauchte das bisher übliche Segelschiff zur Bedienung der Takelage an hundert Mann und mehr, so kommt das neue Walzensegelschiff mit einem einzigen Mann am Steuer aus und

gewinnt aus der Windkraft doch fünfzehnmahl mehr Antrieb als ein Schiff mit Segeln.

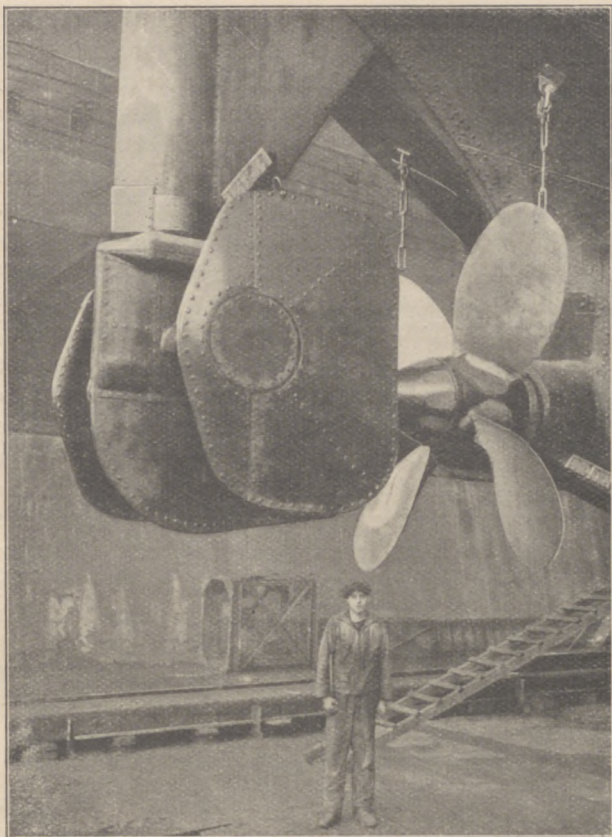
Diese voraussichtlich die Schifffahrt geradezu unwä-
 zend beeinflussende Neuerung ist dem durch seine frühere
 Erfindung des nach ihm benannten Schiff-
 steuerruders rühmlichst bekannten Direktor
 Anton Flettner zu ver-
 danken. Es ist ein Deut-
 scher, ein Hesse, aus
 Eddersheim bei Frank-
 furt am Main gebür-
 tig, dessen Kolumbus-
 tat jetzt die Welt in Er-
 staunen setzt. Nun er
 durch sein wissenschaft-
 liches Zuendedenken ei-
 ner bedeutsamen, schon
 seit längerer Zeit der
 Fachwissenschaft be-
 kannten theoretischen
 Erkenntnis gefunden
 hat, was bisher in sei-
 ner Tragweite nicht
 völlig erkannt und nicht
 ausgenützt war, erscheint die Lösung überraschend einfach,
 ja fast selbstverständlich, wie alle großen Erfindungen.

Anton Flettner ist Direktor eines Konzerns, der sich
 seit längerem mit wichtigen Problemen auf dem Gebiet
 der Aerodynamik, unter anderem mit dem Bau von
 Großwindkraftmaschinen beschäftigt. Bei diesen Unter-
 suchungen handelt es sich im wesentlichen darum, den



Der Erfinder des Windkraftschiffs.
 Direktor Anton Flettner, aufgenom-
 men auf der Kommandobrücke der
 „Buckau“ während der Probefahrt.

Strömungsverlauf und die Wirkungskraft der Luft, des Windes auf Körper vollkommener zu erforschen, als es bisher geschehen war. Die Technik hatte diesen Vorgängen wenig Beachtung geschenkt, bis man beim Bau größerer Flugzeuge dazu genötigt wurde, dies Gebiet der Naturgesetzlichkeit theoretisch und praktisch durchdringend zu studieren. Die Versuche zum Zweck der Ermittlung der Möglichkeit menschlichen Fluges mit Hilfe von Maschinen und die wissenschaftlichen Untersuchungen in den ärodynamischen und hydrodynamischen Versuchsanstalten ergaben, daß die Kraftausnützung der Strömung in bisher nicht genügend beachtetem Maße von der Form und der Oberfläche des Segels oder Steuers abhängig ist. Es zeigte sich, daß im Gegensatz zu der allgemeinen Auffassung weniger der Druck, der von einer Strömung auf eine Fläche ausgeübt wird, eine Rolle spielt, als der Unterdruck, der durch die Strömung auf die Rückseite der Fläche ausgeübt wird. Ein Flugzeug erhält seinen hauptsächlichsten Auftrieb nicht durch den Druck der Luftströmung auf die Tragflächen, sondern durch die Saugwirkung des entstehenden Unterdruckes. Diese Erprobungen führten zu der jetzigen Gestaltung der Segelprofile der Flugzeuge und zur Verwendung möglichst glatter Flächen, die am wenigsten Reibung der Luftströmung entgegensetzen. Die Steuerflächen der Großflugzeuge wurden aber schließlich so groß, daß sie vom Flieger nicht mehr mit der Hand regiert und beherrscht werden konnten. Ähnliche Erfahrungen hatte man beim Dampferbau mit dem Steuer gemacht und war dabei zur Anwendung der Steuermaschine gekommen, die bei großen Ueeresdampfern mit mehreren hundert Pferdestärken arbeitet. Da kam Flettners Erfindung seines Steuerruders. Er wies nach, daß durch eine Umstellung eines Teils der

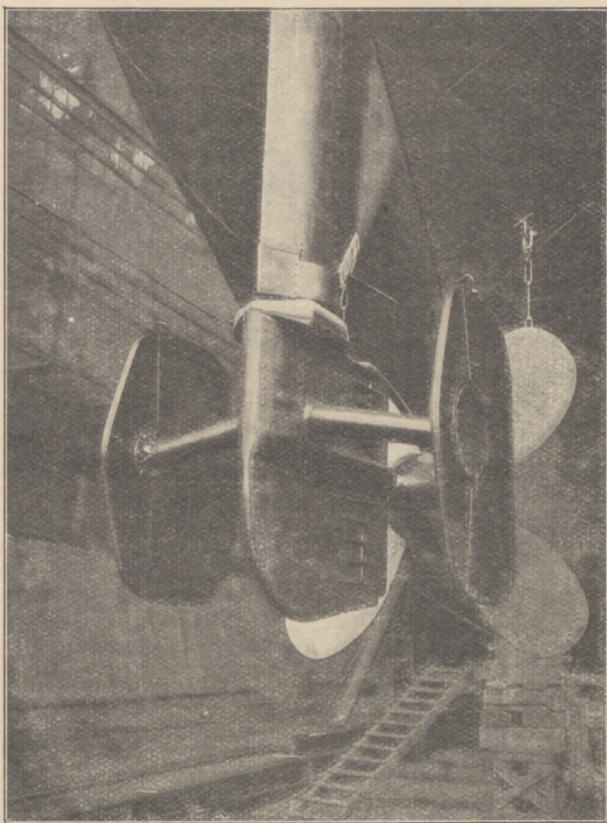


Das Flettner-Ruder, durch dessen Anordnung ermöglicht wird, daß sich das Schiff fast um seine eigene Achse drehen kann.
(Seitliche Ansicht.)

Steuerfläche Unterdruck und Druckunterschiede erzeugt werden können, die auf die hinteren Teile der Steuerfläche so stark einwirken, daß sich die gesamte Steuerfläche

in die Richtung des Hilfssteuers legt. Ebenso wie das Flugzeug durch sein Steuer gelenkt wird, so kann dieses Steuer wiederum durch ein Teilorgan, ein Hilfssteuer, beeinflusst werden. Das erscheint nun nachträglich allerdings einfach und selbstverständlich. Es ist aber das große Verdienst Flettners, dieser bis dahin nicht erkannten „Selbstverständlichkeit“ auf die Spur gekommen zu sein. Nach dem Krieg wurden diese Erfahrungen der Luftfahrzeuge auch für die Schifffahrt im Wasser nutzbar gemacht. Nach anfänglichen Bezweiflungen ist die Zweckmäßigkeit des Flettner-Ruders heute so anerkannt, daß alle neu erbauten Schiffe damit ausgerüstet werden. Die Vorteile dieses Steuerruders sind außerordentlich. Mechanische und menschliche Kräfte werden erspart, die Sicherheit der Steuerung ist viel größer und der Gang des Schiffes wird weitaus ruhiger dadurch. Die Erfahrungen des Steuerruders wurden nun in besonderer Weise auch auf das Segelschiff übertragen. Bisher war die Wirtschaftlichkeit dieser Schiffsgattung immerhin dadurch beeinträchtigt, daß die Bedienung der zahllosen Segel, der ganzen Takelage, eine hundert und mehr zählende Mannschaft erforderte. Es kam nun also darauf an, zu erproben, ob auch hier Segel verwendet werden könnten, die durch ein Hilfssteuer gelenkt wurden und von weit weniger Menschen bedient werden können.

Als Versuche dieser Art gemacht wurden, kam ihnen eine neue Erfindung zu Hilfe, die noch viel günstigere Aussichten eröffnet hat. Eine Erkenntnis, die schon seit siebenzig Jahren den Fachleuten bekannt war, wurde erst jetzt durch Flettner zur vollen Auswertung gebracht. Durch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung von Luft- und Wasserströmungen wußte man schon längst, daß sich bei jedem Körper, auf den irgendwelche



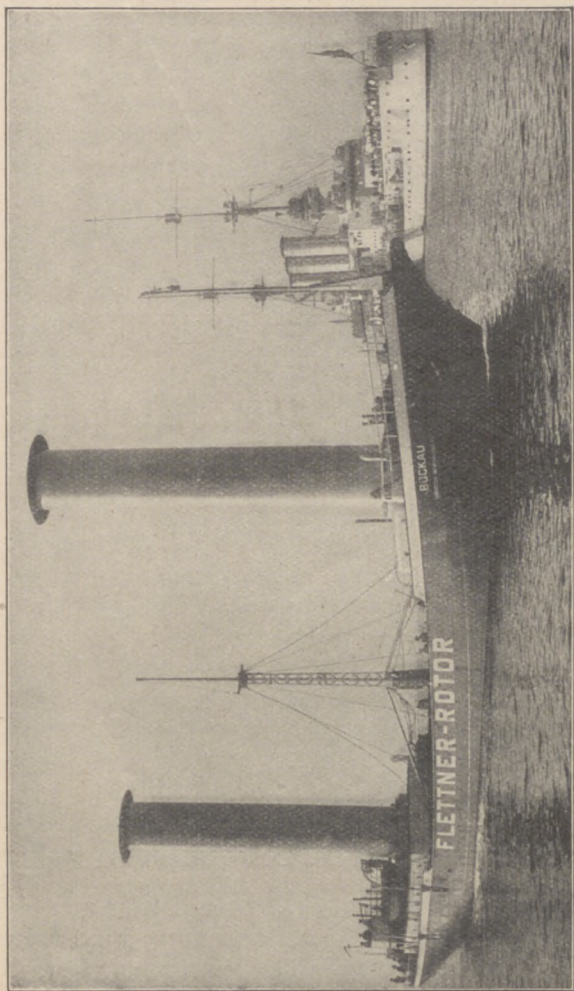
Das Flettner-Ruder von vorn gesehen.

Strömung einwirkt, sei es der Bug eines Luftschiffes oder der eines Wasserschiffes, ein Auto oder ein Flugzeug, an einer Stelle, an der jener vorher erwähnte Überdruck in Unterdruck übergeht, eine Schicht entsteht, die den Strömungsverlauf stört, ihr viel Kraft wegnimmt. Der

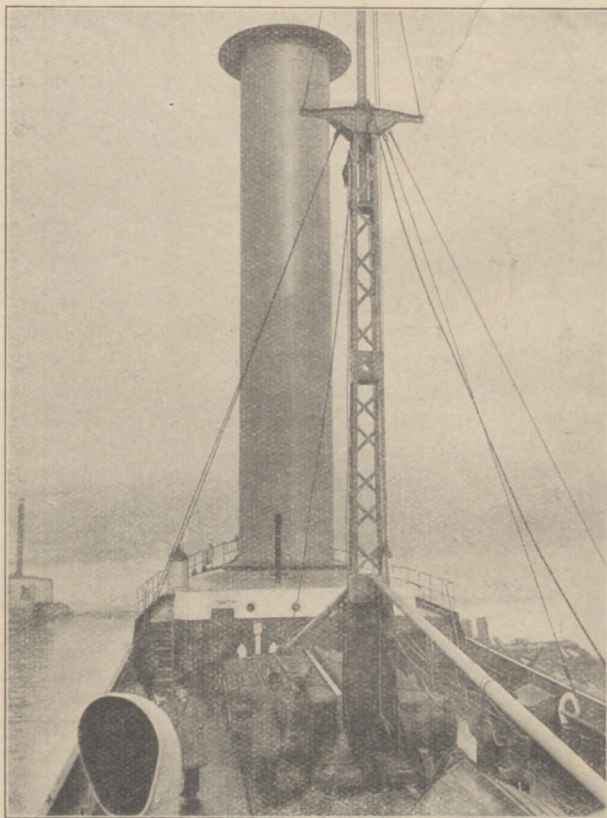
wissenschaftliche Ausdruck hierfür ist „Magnuseffekt“. Flettner ging darauf aus, jene Schicht, die an der Übergangsstelle die Kraftentwicklung hemmt, auszuschalten, und versuchte dies, indem er die Fläche des Segels in Drehung versetzte, zu erreichen. Statt des flachen Segels setzte er runde, walzenförmige und drehbare Segel auf das Schiff. Das ist die große, jedenfalls folgenreiche Erfindungstat Flettners.

Das Walzensegel wird nicht vom Wind in Drehung gesetzt, sondern durch eine maschinelle Antriebskraft, einen Elektromotor oder eine Dieselmachine. Der Wert der Drehung liegt einzig darin, daß die Strömung am Segel, das hier gewissermaßen auf einen Zylinder aufgerollt ist, am vorteilhaftesten für die Kraftausnützung beeinflusst wird. Wenn die Luftströmung auf einen glatten Zylinder trifft, so wird sie in zwei Teile zerlegt und übt einen Druck in der Stromrichtung aus. Wird der Zylinder in Drehung versetzt, so bietet die dem Luftstrom entgegen sich bewegende Seite erhöhten Widerstand, dagegen die mit dem Luftstrom laufende Fläche gar kein Hindernis, sobald die Anfangsgeschwindigkeit der Fläche gleich stark ist wie die Luftgeschwindigkeit. Da hier keine Hemmung vorliegt, strömt die Luft nach dieser Seite, und der dadurch entstehende Überschuß wirkt auf den Zylinder als erhöhte Kraft.

Mit dem Walzensegel ausgestattete Schiffe können in die Windrichtung hineinsegeln und glatt kreuzen. Wenn also beispielsweise der Wind schräg von vorn kommt, so wird er durch die Drehung des Walzensegels nach der Seite weggedreht oder weggeschraubt, statt der Fahrtrichtung entgegen zu wehen, kommt er nun vorwärtstreibend von hinten, von der Seite, nach der die Walzendrehung läuft. Wird die Drehung des Zylinders geändert, so wird auch



Das Windkraftschiff „Buckau“ mit „Flettner-Rotor“ am 7. November 1924, beim Verlassen der Werft des Linienschiff „Elsaß“ passierend.



Das Windkraftschiff „Buckau“. Der hinten gelegene Turm.

die Windwirkung eine andere, der Druck trifft nun die entgegengesetzte Walzenfläche und nimmt zu, je mehr das Schiff nach dem Kreuzen in der Windrichtung steuert. Durch Erhöhung oder Verminderung der Walzendrehung kann der Winddruck gefördert oder behindert werden, so



Das Windkraftschiff „Buckau“ vom Heck aus gesehen.

wie man früher je nach Bedarf mehr Segel aufsetzte oder weniger.

Das Flettner'sche Windkraftschiff hat zwei wie Schorn-

feine aussehende, 15 Meter hohe Stahlblechwalzen von 2,8 Meter Durchmesser, die auf festen Gleitlagern leicht drehbar an den Stellen angebracht sind, wo man bisher Masten zu sehen gewohnt war.

Das Versuchschiff „Buckau“, mit diesen Walzensegeln ausgestattet, hat in der Ostsee mit bestem Erfolg Probefahrten ausgeführt. Es ist von der Firma Friedrich Krupp auf der „Germaniawerft“ erbaut und hat sich vorzüglich bewährt. Die Walzensegel erwiesen sich dem früheren Flächensegel vielfach überlegen. Man kommt damit nicht nur schneller voran, man kann auch steiler gegen den Wind anfahren. Man spart erheblich Zeit und vor allem eine Menge menschliche Kraft, oder, anders ausgedrückt, eine Menge Kosten. Die Lenkbarkeit des Schiffes ist viel sicherer und leichter, denn die Schiffsgeschwindigkeit kann man durch die Umdrehungsgeschwindigkeit der Walzen regulieren. Statt der mühsamen, lebensgefährlichen Bedienung der Segeltakelage in Sturm und Wetter durch eine Menge Matrosen hat jetzt nur der Maschinist mit einigen Handgriffen die Drehrichtung und Umdrehungsstärke der Walzen zu besorgen. Die Wirtschaftlichkeit der Segelschiffahrt ist also durch diese neue bedeutsame Erfindung des Flettnerschen Walzensegels außerordentlich gehoben, und der schwer kämpfenden deutschen Handelsmarine eröffnen sich nach den hinter ihr liegenden harten Zeiten wiederum Aufstiegs- und Entwicklungsmöglichkeiten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Der muntere Bierzeiler

Von Max Brie / Mit 1 Bild

Das Schnaderhüpfel steht heute in der literarischen und in der künstlerischen Welt in Ansehen; es gilt als Wort und Lied als eigengeartete und eigenberechtigte Kunstgattung und ist voll ursprünglicher, gesunder, wenn auch nicht hoher Poesie.

Schnaderhüpfel! Ein seltsames Wort! Es ist die oberdeutsche Bezeichnung eines für Gesang bestimmten Sprüchleins, das häufig aus vier, aber auch nur aus zwei Zeilen besteht. Meist aus dem Stegreif entstanden oder nach Ort und Gelegenheit eingeformt und abgewandelt, ist es lustigen, aber auch spöttischen und höhrenden Inhalts. Schnadern oder schnattern ist ein alter Ausdruck für Geschwätz, bedeutet aber auch Schnake oder Schnurre. Nach Schmeller, dem Verfasser des Bayrischen Wörterbuches, bezieht sich der erste Teil des Wortes in den wechselnden Formen: Schniderz, Schnaderz, Schnederz, Schnoderz und Schnuderhüpfel auf schneiden, so daß sich das Wort ursprünglich auf den Tanz beim Erntefest bezöge, wozu es gesungen wurde.

Wir besitzen in dem „Deutschen Liederhort“ von Erk und Böhme die mustergültigste, größte Sammlung deutscher Volkslieder, unter denen auch das Schnaderhüpfel die Würdigung gefunden hat, die es verdient: Anerkennung um seiner selbst willen.

Warum dauerte es nun so lange, bis das Schnaderhüpfel auch literarische Anerkennung fand? — Man könnte sagen: weil es so „ungebildet“ ist. Es mußte erst eine Zeit kommen, in der viel gereist und noch mehr gewandert wurde. Touristen lernten die „G’sangerln“ in den Bergen kennen; sie trugen sie in die Städte und Studierstuben des Flachlandes hinaus, und so vollzog sich



Schnaderhüpfel. Nach einem Gemälde von A. Lüben.

allmählich die Aufnahme der Schnaderhüpfel in die Volksliteratur.

Es gibt Schnaderhüpfel mit einem oder zwei Reimpaaren, meist bestehen sie also aus vier Zeilen oder Abschnitten, die nach gewissen landläufigen Tanzmelodien gesungen und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem

Stegreif vorgetragen werden. Tanz und Schnaderhüpfel gehören zwar zusammen, sind aber längst auch voneinander unabhängig geworden. Es ist des Mplers — zumal vom bayrisch-österreichischen Volkstamme — lyrisches Epigramm; es ist sein Liebeslied, seine Humoreske, seine Aufforderung zu Spiel und Kampf, seine Spruchweisheit. Es tritt kurz geschürzt auf und ist in der knappen Schlagkraft oft ein staunenswertes Kunstwerk. Der Bursch singt für Hörer, denen alles, was ihn bewegt, ebenso bekannt ist als ihm selber. Wenn es auch gewissermaßen ein Naturgewächs ist, so hat das Schnaderhüpfel doch auch seine Kunstgesetze. Die Silben werden nicht abgewogen oder gezählt, es kennt nur Hebungen und Senkungen, aber weniger nach dem gewöhnlichen Redeton als musikalisch gebunden. Denn in den Bergen sind Wort und Lied noch eins; das Schnaderhüpfel wird weder gesprochen noch gelesen, sondern gesungen. Es ist vielnamig; so heißt es beispielsweise im Steirischen noch Stauderliedl und G'sägl; im Salzburgischen „G'stanzl“, im Kärntnerischen Pläpper-, Flausen- und Schmetterliedl, „Tanzl“ in Oberösterreich, „Schnatterhagen“ in Tirol und Bierzeiliges allerwege. Ein Schnaderhüpfel ins Hochdeutsche zu übersetzen, ist fast unmöglich und gerät ins Lächerliche; denn trifft man den Sinn, so fehlt doch immer noch die Naivität des Ausdrucks, und glaubt man den gefunden zu haben, so mangelt doch immer noch die sprachliche Färbung. Vielleicht gelingt es mit einigen Strichen, den Wert des Schnaderhüpfels an unserer Kunstlyrik zu erproben und zu messen. Wieviel Wortklingklang bietet nicht meist der gewöhnliche Mondscheinpoet auf, um eine Situation wie die folgende zu schildern?

„Wenn der Moand schean scheint und die Sternlein glitzen,
So sig i mein Diandl bam Fenster sitzen.“

Von der Nachtigall singen Goldschnittpoeten fast auf jeder andern Seite, aber wo begegnet man bei ihnen einem Vers wie dem folgenden?

„Mei Herz und de Nachtigall
Seint nachent befreund't,
Fangen boade an z'schlag'n,
Wann de Sunn niemar scheint.“

In einer Mondnacht sang der junge Goethe:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit ihm genießt.“

Und vom gleichen, zur Freundschaft und Liebe gesellen-
den Mondeszauber heißt's im Schnaderhüpfel:

„Wann der Mond so schen scheint,
Und die Bamlan rauschen —
Herzallerliabst's Diandl
Laß uns Herzlan tauschen.“

Ja, auch hinter jedem guten Schnaderhüpfel steht ein wirklicher Dichter. Das Schnaderhüpfel ist nicht, wie man einst gemeint hat, entstanden „einem aus ziehendem Stimmungsnebel fallenden Regentropfen gleich“. Es ist auch nicht das tändelnde, sentimentalische Ding, als das es Dichterlinge in Berruf gebracht haben, die gelegentlich, dem Sonntagstouristen ähnlich, das Dialekt-Lodengewandel anzogen und ihre Salong'stanzln sangen. Das Schnaderhüpfel ist eine lebensvolle, gesunde und ehrliche Poesie unseres Bauernstandes. Im Schnaderhüpfel treffen, verstehen und messen sich die Burschen der Nachbarschaft und die entlegener Alpentäler. Sein „G'tanzl“ spornt oft zu Kaufhändeln an, es verwandelt aber auch den Zellenturm, darin die ungefüme Freiheit büßt, in

einen singenden Käfig und täuscht mit dem Tödler über die unfreiwillige Muße hinweg. Es ist des Aplers Erkennungszeichen, sein Stolz und Tröster, und in der Fremde sein klingendes Heimweh.

Dichterische Weihe erhielt es durch Goethe, der das schweizerische

„Uf'm Bergli
Bin i geseffe,
Ha de Bögle
Zugeschaut . . .“

in seine geselligen Lieder aufgenommen hat. Prüde tut das Schnaderhüpfel gar nicht, denn es ist ein Naturgewächs; aber das „Unanständige“ ist sein ausschließliches Gebiet — im Gegensatz zum modernen Gassenhauer — durchaus nicht!

Die Reimpaare des Schnaderhüpfels folgen entweder aufeinander, oder sie werden durcheinander verschränkt; man begnügt sich aber auch mit einem Reimpaar, das dann gewöhnlich auf die zweite und vierte Zeile entfällt oder einen Reim bildet, ein kleines „G'sangl“:

„De Sunn geht schon nieder,
Der Reif fällt schon wieder,
Mei Bua, kimm nur bald,
Wann der Reif fällt, is kalt!“

Oder:

„A Jahr ohne Mai
A Zweig ohne Blatt,
A Liab ohne Treu
Is a Bild ohne Gnad.“

Es gibt aber auch lyrisch einheitliche, organisch zusammenhängende Strophen, deren jede folgende zu An-

fang den Schluß der vorhergegangenen wiederholt, fetten-
satzartig und nach Art des Staffeldesanges.

„Zu dir bin i gangen,
Zu dir hat's mi g'freut,
Zu dir geh i niamer,
Der Weg is m'r z' weit.
Und der Weg is mer z' weit,
Der Wald is mer z' dick,
Pfiat di Gott, mei liabs Diandl,
I wünsch dir viel Glück.
I wünsch dir viel Glück
Und es soll d'r gut gehn.
Für die Zeit, daß d' mi gliabt hast,
Bedank i mi schen.
Bedank mi gar schen,
Für die Liab, für die Treu,
Für die Falschheit halt,
De du g'habt hast, a dabei.“

Wirksamen Gebrauch von der Wiederholung bietet
folgendes Beispiel:

„Das Dirndle bam Bach,
Schreit mir alleweil nach,
Schreit mir alleweil zue
Sei nur lustig, mei Bue.“

Oder:

„Verlassen, verlassen,
Verlassen bin i
Wie's Standl af der Straßen,
Ka Dirndl mag mi.“

Im Schnaderhüpfel trifft man häufig besondere Vor-
liebe für Vokalmalerei und Spielformen der Alliteration,

in dem es vom „Wigl=Vogl“, vom „Schlinkl=Schlanfl“, von der „Wischbank und Waschbank“ und vom Hahn singt, der „krikelt und krafelt“.

Nicht weniger bevorzugt sind die Verkleinerungsformen: Die Dirn' wird zum „Dirndle“, der Berg zum „Bergle“ und die Wolke zum „Wöckle“.

Humor von der urwüchsigen bis zur grotesken Form kommt oft genug drastisch zum Ausdruck:

„A Büchsl zan schiaßen,
Und a Hündl zan jage,
Und a Dirndl zan liab'n,
Muaf a jeder Bua hab'n.“

„Zwoa Köpf und oa Sinn,
Zwoa Herzl oa Freid,
Zwoa Liabel treu liab'n,
Lauter Unmöglichkeit.“

So verspottet sich ein Deandl selber:

„D du mei liabi Faschingszeit
Kimm nar bald wieder!
Fertn bin i übribrlieb'n,
Hoier scho wieder!“ —

So lobt sich ein Bursch:

„Und schön rot is mei Bluet,
Bin a Kerl wia'r a Teufel,
Schön rund is mei Huet,
Und tanz'n kann i guet.“

Der Darstellungsart, der näheren Gestaltung nach ist das Schnaderhüpfel bald eine kleine Erzählung, bald Ausmalung einer Situation, bald Zwiesprache, bald eine oft kühne Vergleichung, Sentenz, Epigramm, manchmal auch ein Rätsel.

Erzählende Stücke sind:

„Aufs Gass'l bin i gang'n,
Hob's Fensterl nit g'wisst,
Bin dorten hinkemma,
Wo's Sauftallerl ist.“

Situationsbildchen:

„Beim Bett is sie g'esse,
Beim Fensterl is s' gloahnt,
Wie der Bua nit is kemma,
Hat's Kapherle g'woant.“

Rede und Antwort:

„Dirndl, bist stolz oder kennst mi nit?“

„I bin nit stolz, i kenn di wohl,
Du bist der Bua, der kommen soll.“

„Schau, schau, wia's regnen tuat,
Schau, schau, wia's giasst,
Brauchst ja nöt z'red'n mit mir,
Wann's di verdriast.“

„Was woanst denn scheans Deanrl
Van Weirlbam dort?“

„Was soll i nit woanen?
Mei Schazel is fort!“

Gleichnisse:

„A Herz als wia'r a Bögerl,
A Bluat all wia'r a Fisch,
Ka Mensch kunt mer's glab'n,
Wie wohl daß mir is!“

„I bin der nit hold,
Und i bin der nit feind,

Zan an Schatt'n bist m'r guat,
Wenn die Sonn warm scheint."

Sinnsprüche:

"A Lieb, die recht stark is,
De plaudert net gern,
Wie's Wasser, das tief is,
Net rausch'n werst hörn."

"Ohne Dirndl, ohne Wein,
Möcht der Teufel Bua sein,
Von Wein kriagt ma Schneid,
Und vom Dirndl die Freud."

"Ka Haus und ka Feld,
Ka Dirndl und ka Geld,
Und a sothaner Bue
Soll'n nit leb'n auf der Welt."

Groteskes kommt in folgenden Sprüchen zum Ausdruck:

"Mei Schatz is a Köchin,
Sie kocht m'r a Muas;
Sie sitzt auf'm Pfannstiel
Und rührt mit 'n Fuasß."

"Dr Bua hat d' Bäurin g'haut,
Draußt auf der Stiaq'n;
Is scho recht, sagt der Knecht,
I hau, a glei di Dirn."

Das Schnaderhüpfel in glücklicher Ausprägung ist oft ein staunenswertes kleines Kunstwerk. Als ein Naturgewächs mußte es bewußte Sängler aus den Alpen zur Nachahmung reizen. Mundartliche Dichter haben es denn auch zum Vorbild genommen, ließen sich mit ihm in Wettstreit ein, haben an ihm ihr Gefühl, ihre Fertigkeit

im Ausdruck gemessen. So singt Karl Stieler, ein Münchener Stadtkind:

„Wenn i aufsteh um fünfe,
Na bild i mir ein:
Der Teufel, jehz muafß do
Bald Feierabend sein!“

„A Lumpeter Bua,
Kriagt Dirndle oft gnua,
Und an Kreuzbraven Mann
Schaut oft koane nit an.“

Franz Stelzhammer ist ein Meister in der Kleinkunst des „Lanzls“; längst singt ihm das Volk nach:

„Kain Tag ahne Sunn,
Und kain Nacht ahne Stern,
Und kain Herz af da Welt,
Das kain anders hat gern.“

„Zwai Fischerl in See,
Und zwai Bögerl in Wald,
Und zwai Leut, dö sö gern ham,
Dö finden sö bald.“

„Kain See ahne Wasser,
Kain Wald ahne Bam,
Und kain Nacht wo'r i schlaf
Wo main Schaf ahne Tram.“

„Bin a g'schmeidiga Bue,
Kann mi wind'n und boig'n,
I kann brav sein, nix nutz sein,
Kann beten und loig'n.“

Karl Adam Kaltenbrunner eiferte Stelzhammer, seinem größeren Landsmann, nach:

„A Bögerl, a floans,
Auf an Lannawipfel
Und es is nix so lieb,
's wia'r a Schnaderhüpfel.“

„Mi g'freut vo mein Schaf
Schon a Luechelzipfl,
Und so macht mi glei aufg'ramt
A Schnaderhüpfel.“

Mit vielen seiner „Flinserln“ hat sich der Wiener Joh. Gabriel Seidl ins Volk gesungen:

„In der Weihnacht, in der Metten
Hab i di zunerst g'seg'n,
Wie d' schlafri mit 'n Naserl
Afn Betbuach bist g'leg'n.“

„An deiner Link'n laß mi sitz'n,
An deiner Link'n sitz i gern,
Denn da kann i, wann ma stad san,
Dei Herzerl schlag'n hörn.“

In Peter Rosegg's „Zither und Hackbrett“ liest man mit schmunzelndem Behagen:

„Der Odom hot d' Liab aufbracht,
Da Noah in Wein,
Da Davidl 's Zitherschlog'n —
Müaff'n Steirer g'west sein.“

„Hätt i die Plonerl nit,
De holt mei Dirndl is,
War ich scha long a Lump,
Das woafß i g'wiß.“

„A Fischerl in See
 Hebt sei Köpferl af d' Heh,
 Und d' Liab guggt ba dir
 A Klons Wengerl herfür.“

„So, wonn ma's holt hot,
 Konn ma leb'n nach sein G'schmock,
 Für die Kinner a Brot,
 Und für mich an Labok.“

Noch ist das weite Bereich des Schnaderhüpfels nicht allwärts abgegangen, die Schätze nicht alle aufgefunden, gehoben und gesichtet worden. Er wird aber wesentlich dazu beitragen, unser deutsches Volkstum mehr verstehen und lieben zu lernen. Die Österreicher haben in hohem Maße Teil an diesem Nationaleigentum. In Kärnten sind vielleicht die melodiossten und verliebtesten, in Tirol die trügigsten und kampfkundigsten, in Steiermark die altertümlichsten Bierzeiler zu finden, ein Grund mehr, daß es uns nicht gereue, dem Schnaderhüpfel, seinem Wesen und Werte, seiner Herkunft und Geschichte eine kleine Betrachtung gewidmet zu haben.

Rätsel

's ist ein holder Name,
 Allen wohl vertraut.
 Nimm den Gut herunter,
 Wird als Lied er laut.

.....

Kreuzrätsel

1	2
3	4

1—2 nennt einen sagenhaften Reden,
 1—4 ein Nagetier, jetzt oft begehrt.
 3—2 im Fisch man find't, doch nicht in jedem,
 3—4 eine Gartenpflanze wunderhold.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

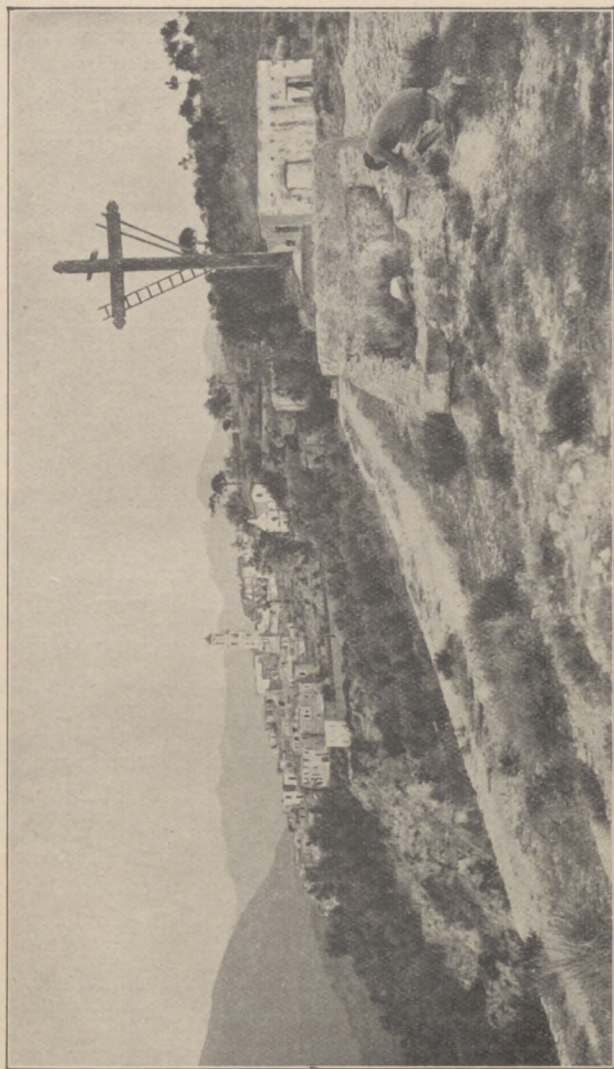
Eine tote Stadt

Von Markus Seibert / Mit 5 Bildern

Wer hätte nicht von den Ruinen alter Städte gehört, die in den Euphrat- und Tigrisländern, in Ägypten und Indien als Zeugen einstigen blühenden Lebens großer Völker und Staaten übrig geblieben sind! Zur Zeit, als die alten Griechen ihre herrlichen Bauwerke geschaffen hatten, lagen unzählige Königspaläste, Tempel und Wohnhäuser Ägyptens in Trümmern. Gebildete Griechen bereisten das Land der Pharaonen und bestaunten dort die Reste großer Bauwerke, die zu Ruinen geworden waren. Aber auch Athen verfiel dem Schicksal der Zerstörung, Rom sank in Schutt und Asche, vernichtet von barbarischen Horden, die über die Alpen hereindrangen. Würde man eine Karte Europas anlegen, auf der alle Stätten eingetragen wären, wo einst Menschen in großen und kleinen Städten gelebt haben, staunen müßte man darüber, wie viele davon seit Jahrtausenden verschwunden sind. Und wenn auch die Wissenschaft zahlreiche Ruinenstätten durchforscht hat, so gibt es doch jetzt noch solche, die unbekannt geblieben sind.

In langwährenden Kämpfen um die Macht sind Reiche zugrunde gegangen, Städte zerstört worden, und nur noch Reste großer Bauwerke, zertrümmerte und im Lauf der Zeit vernichtete Bruchstücke von Denkmälern künden davon, daß einst Lebende blühende Gemeinwesen geschaffen hatten, wo jetzt Tiere der Wildnis schweifen. Der Boden der Alten Welt ist bedeckt mit Ruinen, die als letzte Zeugen einstiger Größe an den Untergang großer Staatsgebilde erinnern. Manche davon sind Zeugen eines jähen Zusammenbruches, dem gewaltsame Vernichtung folgte. In Schutt sank das biblische Tadmor oder Palmyra samt den Tempeln und der Residenz der prachtliebenden

Zenobia. Ein elendes Araberdorf hat sich zwischen den Trümmern einstiger märchenhafter Prachtentfaltung eingemistet. Erschüttert steht der Reisende vor den Überbleibseln der gefallenen Riesenstadt am Tigris, Bagdad, das einst größer war als heutige Weltstädte wie Paris und London, das als Residenz der Kalifen in verschwenderischer Pracht Märchen von mehr als Tausendundeiner Nacht gesehen hat. Und vor allem Babylon, das sagenumwitterte alttestamentliche Babel, das, nach wiederholter Zerstörung durch die Assyrer von Nebukadnezar auf beiden Seiten des Euphrat errichtet, eine Weltstadt voll altorientalischer Schönheit gewesen ist. Aber es kam die Zeit, da die „große Babel“, gehaßt von den Propheten, die ihr den Untergang weisagten, verwüstet ward und „kein Stein auf dem andern bleiben“ sollte. Nach der Eroberung durch die Perser verblich der letzte Glanz, und schon zu Christi Zeit zeugte nur noch ein unübersehbarer Trümmerhaufen von der Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe. Aber nicht nur im erbitterten Kampf um Herrschaft und Weltgeltung durch feindliche Heerscharen und durch Feuerbrände schrecklicher Kriegsfurien sanken Städte in Staub und Asche. Gewaltige, unabwehnbare Naturmächte bereiteten ganzen Städten mit Tausenden von Einwohnern in wenigen Stunden den Untergang. Ein Kranz bunter, fröhlicher Städte, die am Fuße des Vesuv lagen, darunter als bekannteste Herkulaneum und Pompeji, gingen durch einen gewaltigen Ausbruch des Vulkans zugrunde, wurden von dicken Aschenmassen begraben. Überschwemmungen großer Ströme und massig vom Meer heranbrausende Sturzwellen bereiteten anderen Städten den Untergang. Manche wurden vom wehenden Wüstenwind begraben, wie Timgad in Algerien. Städte versanken im Meer, wie das so lange sagenhafte



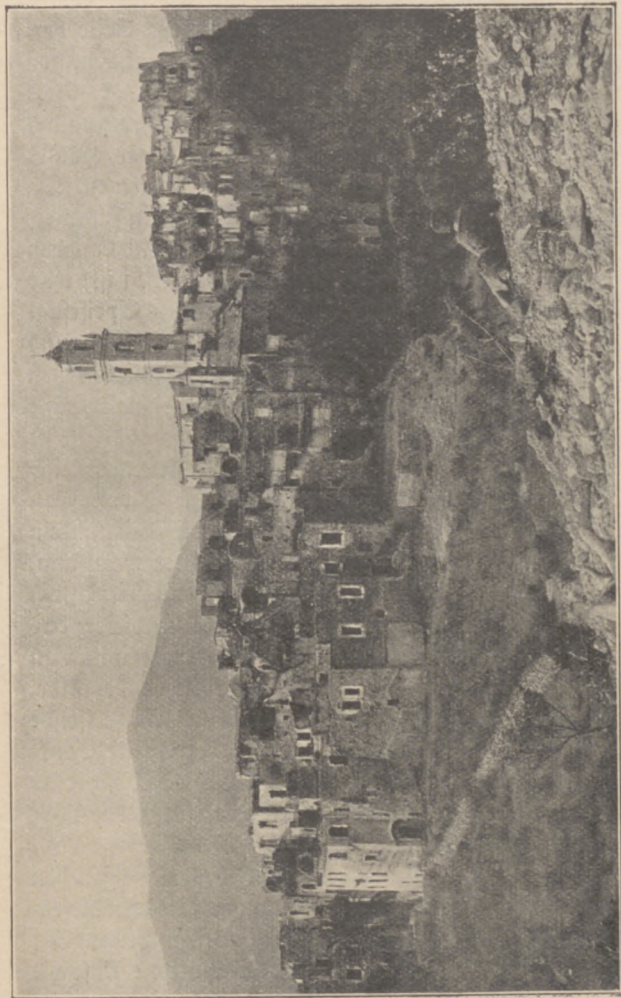
Buffana vecchia, eine tote Stadt. Auf dem Wege nach dem im Jahre 1887 durch ein gewaltiges Erdbeben zerstörten alten Buffana, das seitdem eine Ruine ist.

Vineta, dessen einstige Lage nun wieder festgestellt ist. So ist alles ein Werden und Vergehen, und man gedenkt der Worte eines alten Weisen: „Nichts ist dauernd als der Wechsel.“

In einem der Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ kommt ein junger Mann in eine tote orientalische Hafensstadt und er erzählt darüber: „Darinnen war keine bewohnte Stätte noch jemand, der ein Feuer angeblasen hätte. Grauen faßte uns bei diesem Anblicke und wir gingen dahin durch die Basare; da fanden wir die Waren noch daliegen und auch das Gold und das Silber, so wie alles verlassen war.“ Der Jüngling durchstreifte die tote, menschenleere Stadt und fand im Schlosse des Königs Geräte aus Gold und Silber. Er ging weiter und sah in den Frauengemächern die Wände behangen mit Stoffen aus goldgestreifter Seide. Im Thronsaal, getäfelt mit Marmor und ausgestattet mit goldgewirkten Teppichen, bestaunte er die sinnverwirrende Pracht. Aber die Menschen, die er sah, waren durch Gottes Zorn in schwarzen Stein verwandelt.

Das ist ein Märchen. Aber in der Wirklichkeit war es einst nicht so selten, daß eine Stadt wohl nicht ganz zerstört, aber menschenleer gemacht wurde. Es gehörte zum Kriegsrecht und der Politik der Alten Welt, daß die siegreichen Eroberer eine Stadt, die ihnen aus gewissen Gründen ein Dorn im Auge war, planvoll entvölkerten. Sie schleppten alle Einwohner fort und überließen die Stadt, die nach strengem Vorsatz verfallen sollte, den wilden Tieren zum Obdach.

Wer jetzt nach Neapel kommt und Pompeji besucht, erlebt ähnliche Überraschungen wie der Jüngling im arabischen Märchen. In neuester Zeit hat man dort die Technik der Ausgrabungen vervollkommenet. Man gräbt



Die Ruinen von Buffano, so nahe aufgenommen, daß die Zerstörung sichtbar ist.

nicht mehr senkrecht hinab, sondern von der Seite her. Auf diese Weise bleiben die Räumlichkeiten so vollkommen als möglich erhalten und bieten ein überraschendes Bild des heiteren Wohllebens der Zeit des im Jahre 79 nach Christus verschütteten Pompeji. Es gelang sogar, Häuser mit mehreren Stockwerken unverseht freizulegen. Da tritt man nun im Obergeschoß einer Villa in ein Zimmer, das ganz in leuchtendem Gelb gehalten war, und daneben in einen anderen Raum, in dem alles zu sehen ist, was es am Tage des Unheils enthielt. In einem Speisesaal steht ein reichgedeckter Tisch mit Flaschen, Tellern und Bestecken. Ehe die fröhliche Gesellschaft sich niedersetzen konnte zum leckeren Mahl, erstickten giftige Gase Gäste und Wirt.

Wer sich im Jahre 1887 ein damals erschienenenes Reisebuch kaufte und aufschlug, welche Ausflüge von San Remo darin angegeben waren, fand in diesem auch ein Städtchen als sehenswert angeführt und las: „Bussana, zweihundertfünf Meter über dem Meer, mit altem Schloß, von dem sich ein schönes Panorama bietet; das Tal ist reich an Oliven und Wein. Im Dratorium San Giovanni Battista befindet sich ein vorzügliches Gemälde, die ‚Geburt des Läufers‘ von Calabrese. Am Ostende von Arma di Bussano besuche man das berühmte Santuarium Madonna della Grotta im Granitfelsen; darüber erhebt sich die Torre della Grotta, im Jahre 1565 errichtet.“

Wer nach dem Erdbeben vom 23. Februar des gleichen Jahres Bussana aufsuchte, fand alles zerstört! An diesem Tage spürte man im ganzen Südosten Frankreichs, auf der Insel Korsika, dem Geburtsland Napoleons I., sowie in Teilen Oberitaliens und der Schweiz schwere Erdstöße, die auch in Griechenland noch merkbar waren. Der Kern-

punkt der Erschütterungen war aber die Riviera, der herrliche Küstenstrich am Mittelländischen Meer. Dort kam es an vielen Orten zu furchtbaren Zerstörungen. Große Verluste an Menschenleben waren zu beklagen. Auch am 24. Februar erschütterten noch einige Erdstöße



Ruinen von Häusern im zerstörten Bussana.

den Boden, die sich am 11. März an der Riviera in geringerer Kraft wiederholten.

Es war der letzte Tag im Karneval, der bis dahin südländisch heiter und fröhlich gefeiert worden war. Da erfolgte am Morgen des Aschermittwochs der erste gewaltige Stoß. Heiterkeit, Lust und Freude verwandelten sich mit einem Schlage in Jammer, Verzweiflung, Trübsal und Elend. In Nizza, wo das Erdbeben heftig auftrat, kehrten viele Leute im bunten Maskenkleide von den Bällen heim, andere tanzten und jubilierten noch in hellerleuchteten Sälen. Da, kurz vor sechs Uhr, schien die Erde zu

wanken. Beim ersten Stoß wurden die Häuser in ihren Grundmauern erschüttert. Mauern barstern, Fenster zerbrachen klirrend, Bilder stürzten herab, schwere Möbel bewegten sich, krachten und fielen um. Panischer Schreck ließ die Herzen der eben noch so Fröhlichen stocken, die Pulse versagen. Vermummte von den Bällen und aus den Betten geworfene Menschen wankten verstört, kaum bekleidet, Schreie des Entsetzens ausstoßend, klagend, jammernd und betend aus den Häusern auf die Straßen, stürzten furchtgepeitscht, halb irr vor Angst, durch schmale, enge Gäßchen auf die breiteren öffentlichen Plätze und in die Kirchen, wo sie sich niederwarfen, die Madonna und alle Heiligen anrufend. Frauen und Männer rauften sich die Haare, stießen die Stirnen auf den Erdboden. Kinder weinten, angstverzerrte Gesichter, bleich unter der Schminke bis in die Lippen, starrten einander an, Hände von Menschen, die einander fremd waren, verkrampften sich ineinander. Viele hasteten, von Entsetzen gepeitscht, aus Städten und Dörfern hinaus ins freie Feld, stürzten und warfen sich kreischend hin, wenn der Boden unter ihnen bebte und zu bersten drohte.

Um sieben Uhr zehn Minuten schien das Ende der Welt gekommen. Eine zweite heftige Erschütterung war gefolgt. Achtzig Minuten später folgte ein dritter gewaltiger Stoß, der fast so stark war wie der erste und ebensolange anhielt. An allen Stätten, wo das Beben die Erde erschütterte, Wände zerriß, Mauern wankend machte und Dächer zum Einsturz brachte, gab es die gleichen Szenen wahnsinniger Aufregung, Verwirrung und jagender Angst. Da und dort stürzten große Gebäude zusammen. Die Vorsteherin einer Schule fand den Tod unter zusammenbrechenden Trümmern einer Mauer. Teile von Kirchen stürzten ein. Viele Häuser durfte man



Der merkwürdigerweise ziemlich gut erhaltene Kirchturm
im zerstörten Buffana.

nicht mehr zu betreten wagen, um irgend etwas daraus
zu retten.

In graufiger, wilder Verwirrung jagten in Nizza die

Menschen nach den Bahnhöfen. Tausende harrten auf den Abgang von Sonderzügen, rangen um Plätze, befiessen von wilder Angst, das nackte Leben zu retten. An einem Tage gingen allein von Nizza aus acht Züge mit sechstausend Reisenden nach Paris und dreitausend nach Italien. Andere, die mit der Bahn nicht rasch genug fort konnten, mieteten Postwagen und Fuhrwerke um jeden geforderten Preis. Etwa zweitausend Amerikaner, Engländer und Russen flüchteten auf Hügel in der Umgegend der Stadt und lagerten dort im Freien. Militär rückte an und bewachte die verlassenen Häuser, denn bei aller Not und Verzweiflung waren auch noch Plünderer herbeigeeilt, die alles fortzuschleppen suchten, was sich ihnen in den leeren Häusern bot.

In Mentone, Bordighera und San Remo war das Unglück noch gräßlicher als in Nizza. Kurz vor sechs Uhr erfolgte dort der erste, überaus heftige Stoß. Fast kein Haus blieb unbeschädigt, viele Häuser und Villen stürzten zusammen, so daß häufig nur noch die Außenmauern stehen blieben. Andere, die von außen beinahe unversehrt schienen, waren innen grauenhaft zerstört und durften nicht mehr betreten werden. Am schwersten davon betroffen war der zwischen zwei Flüssen gelegene Stadtteil. Die Jägerkaserne brach zusammen wie ein Kartenhaus, das Postgebäude und der Bau des Telegraphenamtes erlitten schwere Beschädigungen, und die Wölbungen der Kathedrale und der Kirche Mariä Empfängnis stürzten ein. Als in San Remo um neun Uhr abermals zwei Erdstöße den Boden erschütterten, steigerte sich auch hier der Schreck zur sinnlosen Panik. Wer bis zum Abend Platz in abgehenden Zügen fand, verließ die Stadt. In Massen liefen Menschen ins Freie. Die Ortsanfässigen flüchteten in die Berge und lagerten sich unter

Altbäumen. Die ganze Stadt war verödet. — Da kam am 11. März kurz nach drei Uhr nachmittags abermals ein heftiger Erdstoß, den man von Nizza bis nach Savona spürte. Er richtete in Mentone Zerstörungen an, und die Bevölkerung der ganzen Provinz Porto Mau-



Ruinen in Buffana.

rizio geriet in Angst und Schrecken. Dort hatte die Katastrophe vom 23. Februar das Schlimmste gebracht. Am ganzen Küstenstrich von San Remo bis Dianò-Marina lagen Ortschaften im Schutt. Der größte Teil der Bewohner war darunter begraben und verschüttet. Im Städtchen Dianò-Marina blieb kaum ein Haus unverfehrt; alles lag in Schutt und Trümmern. Weinahe sechshundert Menschen waren von stürzenden Mauern getroffen, getötet und verwundet worden. Fast ebenso schrecklich war das Unglück in den Ortschaften und Gemeinden Bojardo, wo dreihundert Menschen unter den Trümmern

der Kirche begraben wurden, in Bussana, Pinocastello, Dneglia, Taggia, Castellare und vielen andern Orten. Insgesamt waren im Erdbebengebiet der Riviera dreitausend Todesopfer zu beklagen. Ein hartes Geschick hatte die paradiesischen Gegenden unerwartet vom Morgen des Aschermittwoch bis zu den letzten Tagen des Erdbebens heimgesucht.

Nach derartigen Naturereignissen vergeht meist nicht viel Zeit, bis die Menschen sich an der Unheilstätte wieder einzurichten beginnen. In der kleinen Stadt Bussana war vom Erdbeben kein Haus verschont geblieben.

Wenn heute ein Fremder von einem der Hügel aus der Ferne das anmutig im Tal gelegene Städtchen Bussana, überragt vom Turm der Kirche, erblickt, freut er sich des Anblicks, und wenn er nicht weiß, was nur dem Kundigen bekannt ist, wird er wohl gerne darauf zuwandern. Kommt der Ahnungslose näher heran, so wird er stauend gewahr, daß er vor einer Stadt steht, die, zur Ruine geworden, verlassen ist. Seit dem verhängnisvollen Februar 1887 ist Bussana eine „tote Stadt“. Sie birgt kein menschliches Wesen mehr in ihren Mauerresten. Die damals Überlebenden wagten vor Entsetzen die alte Heimstätte nicht mehr aufzusuchen. In allen anderen Städten und Ortschaften, die zu jener Zeit so schrecklich heimgesucht wurden, haben die Menschen ihre Häuser wieder aufgebaut; nur die Bussaner mieden bis heute die Stätte des Unheils. Erst in einer Entfernung von einer halben Stunde Weges wagten sie den Aufbau eines neuen Ortes, des heutigen Bussana, mit einer schönen Kirche.

Da der Kirchturm des Städtchens stehen blieb und auch der größte Teil der Außenmauern der Häuser nicht völlig zusammenbrach, so bietet sich von weitem der Eindruck einer bewohnten Stadt. Wandert man darauf zu,

so kommt man an hohen Kreuzen vorüber, die zur Erinnerung an den grausigen Schicksalstag errichtet wurden. Sucht man einen Führer zu gewinnen, so wird sich nicht leicht jemand zu diesem Dienst bereit finden. Ubergläubische Menschen raunen allerlei; man will den Unheilsboden nicht ohne Not betreten. Erzählt doch einer dem andern, daß die Leichen der Verschlütteten heute noch unter den Trümmern liegen und daß es in der toten Stadt nicht geheuer sei.

Wer unser erstes Bild betrachtet, wird nicht den Eindruck gewinnen, eine von Naturgewalten völlig vernichtete Stadt zu sehen, so anmutig und lieblich erhebt sie sich auf dem Hügel. Je näher man aber herankommt, umso deutlicher wird der Eindruck der schrecklichen Verwüstung. Es ist ein seltsamer, nachdenklich stimmender Anblick. Naturmächte haben das Werk menschlicher Hände zerstört. Auf zusammengebrochenen Schutthaufen haben sich Gras, Sträucher, Buschwerk und Bäume angesiedelt. Romantisch umwuchern Gewächse aller Art die Ruinen. Vögel bauen ihre Nester, fliegen hin und her und nähren ihre junge Brut. Nur die Menschen blieben der Stätte des Unheils bis heute fern. Scheu bekreuzt man sich vor den Trümmern der verlassenen Stadt. Fromme Menschen beten ein Ave für die Seelen der Erschlagenen und Erstickenen, die unter den Schuttmassen ruhen. In den Mauern von Bussano vecchia ist das Leben erloschen. Die Menschen konnten das Grauen nicht überwinden; sie kehrten nicht mehr zurück. So blieb das einst so lebensvolle, lieblich gelegene Dörfchen eine „tote Stadt“.

Der Wetterdienst als Gerichtshelfer

Von Hermann Kadestock

Die Haupttätigkeit der Wetterzentralstelle eines Landes besteht in der Vorhersage des kommenden Wetters. Die Beamten müssen gut geschult sein, denn sie tragen eine schwere Verantwortung. Das wurde so recht offenbar bei dem letzten furchtbaren Unwetter mit folgender Überschwemmung in Petersburg. Das Steigen der Newa war nur auf einen Meter berechnet worden, während es vier wurden. Viele Menschen wurden an Leib und Gütern geschädigt und verloren das Leben. Die Beamten der Wetterstation kamen auf die Anklagebank.

Auch die Gerichte stützen sich nicht selten auf die Beobachtungen und Aufzeichnungen des Wetterdienstes. Solange die Meteorologie oder Wetterkunde noch eine junge Wissenschaft war, wendeten sich die Gerichte mit Anfragen an die Sternwarte. Heute werden die Aufzeichnungen der Wetterstationen von den Gerichten in mannigfacher Weise verwertet. In der Hauptsache erstreckt sich die Mithilfe der Meteorologie auf vier Gruppen. Die erste umfaßt jene Fälle, bei denen Kläger, Angeklagte oder Zeugen absichtlich oder unwissentlich falsche Witterungsangaben machen oder voraussetzen. Hauptbenützer der Ergebnisse des Wetterdienstes sind die Unfall- und Rentenversicherungsämter und die Schiedsgerichte für Arbeiterversicherungen und Berufsgenossenschaften. So behauptete beispielsweise ein Arbeiter, sich die Finger erfroren zu haben, und zwar an einem bestimmten Tage beim Holzaufladen. Er beanspruchte durch seinen Arbeitgeber von der Berufsgenossenschaft eine Invalidenrente. Die Genossenschaft erkundigte sich beim Wetterdienst, und es wurde festgestellt, daß an jenem Tage nur ein geringer Kältegrad geherrscht hatte. Daraufhin wurde die

Genossenschaft für den Fall vom Gericht nicht als versicherungspflichtig erklärt und der Kläger abgewiesen.

Ähnlich ging es einem Steinhauer, der angab, einen Schlaganfall wegen übermäßig hoher Temperatur bei der Arbeit erlitten zu haben. Das Gericht konnte ihm zu keiner Rente verhelfen, da der Wetterdienst für den fraglichen Tag nur ein Höchstmaß von neunzehn Grad Wärme feststellte.

Ebenso wurde eine Fernsprechgehilfin mit ihren Rentenansprüchen abgewiesen, die behauptete, beim Telephonieren durch den luftelektrisch verstärkten Strom verletzt worden zu sein, während die Wetterdienststelle an jenem Tag keinerlei ungewöhnliche elektrische Spannungen aufgezeichnet hatte.

Einer Witwe mußte die von ihr beanspruchte Rente verweigert werden, weil sich herausstellte, daß an dem Tage, wo ihr Mann vom Blitzschlag gelähmt worden sein sollte, weit und breit kein Gewitter gewesen war. Früher galt Blitzschlag vor Gericht als „höhere Gewalt“ und niemand war dafür zwangssentschädigungspflichtig. Heute wird auf Grund neuerer wissenschaftlicher Forschung das Weiterarbeiten bei Gewitter als lebensgefährlich erachtet.

Jemand hatte vor Gericht als Alibibeweis angegeben, zu einer bestimmten Zeit auf einer Eisbahn gewesen zu sein; es stellte sich aber heraus, daß wegen mehrtägigen Tauwetters eine Eisbahn damals nicht vorhanden sein konnte.

Bei der zweiten Gruppe handelt es sich im wesentlichen darum, die Ursache einer Sachbeschädigung auf das Wetter zurückzuführen. Vor der Einführung eines regelrechten Wetterdienstes waren solche Fälle schwer zu behandeln. So stellte eine Firma beim Auspacken einer

Sendung Korbflaschen fest, daß die meisten Flaschen zersprungen waren, und der Inhaber beanspruchte von der Bahnverwaltung Schadenersatz, den die Direktion mit der Begründung verweigerte, die Flaschen seien durch Frost gesprengt worden, also durch „höhere Gewalt“. Die Wetterdienststelle wies nach, daß während der ganzen Transportzeit nie mehr als zwei Grad Kälte geherrscht hatten. Nach dieser Angabe wurde die Verwaltung zum Schadenersatz verurteilt.

Ein Möbelgeschäft erhielt eine Sendung Stühle, die durch Feuchtigkeit so verdorben waren, daß der Verdacht entstand, die Stühle müßten beim Ausladen dem Regen ausgesetzt gewesen sein. Die Bahnverwaltung bestritt dies, aber vom Wetterdienst konnte festgestellt werden, daß es an dem fraglichen Tage fast unausgesetzt und während des Ausladens besonders stark geregnet hatte.

Von einer Firma wurde beim Nachwägen einer Sendung Weizen ein so bedeutender Gewichtsverlust gefunden, daß sie Schadenersatz verlangte, aber nicht erhielt, denn der Wetterdienst bestätigte, daß während des langen Transportes, bis auf einen Tag mit wenig Regen, das Wetter immer trocken, warm gewesen war. Daraus ging hervor, daß der Gewichtsverlust nur durch Eintrocknen des frisch geernteten Getreides verursacht war, also nicht durch Diebstahl entstanden sein konnte. In einem anderen Fall gab die Wetterwarte an, daß im Norden Berlins während eines starken Gewitterregens innerhalb fünfzig Minuten soviel Wasser in einen Keller gedrungen war, daß darin aufbewahrte Möbel und Waren verdarben. Die schadenersatzpflichtige Stadtgemeinde hätte sich mit Recht auf „höhere Gewalt“ berufen können, tat es aber nicht, sondern fand sich zur Entschädigung bereit.

Die Angaben der Wetterdienststellen brachten schon

manchen Profitjäger um erhofften Gewinn. In einem Ort der Provinz Posen kam es wiederholt vor, daß während eines Brandes auch ein anderes Haus in ziemlicher Entfernung der Unglücksstelle zu brennen begann. Jedesmal behaupteten die betreffenden Hausbesitzer, ihr Anwesen sei durch Flugfeuer entzündet worden. Der Wetterdienst wies in jedem Falle nach, daß Flugfeuerübertragung gar nicht möglich gewesen sei, weil der Wind damals nicht von der ersten zur zweiten Brandstelle, sondern entgegengesetzt geweht hatte. Die hoch versicherten Hausbesitzer hatten also ihre Rechnung ohne den Wetterdienst gemacht, als sie ihr Haus selber in Brand steckten.

Die dritte Gruppe umfaßt die Fälle, bei denen ein Angeklagter ohne das gegen bestimmte Zeugenaussagen sprechende Gutachten des Wetterdienstes vielleicht unschuldig verurteilt worden wäre. In einem Strafprozeß meldete sich ein Mann als Zeuge und schilderte und beschwor den Verlauf eines Nachtkampfes, den er von weitem beobachtet haben wollte. Da diese Beobachtung, wie man an Ort und Stelle nachweisen konnte, selbst bei hellem Mondschein zweifelhaft erschien, und da die Wetterwarte die Helligkeitsverhältnisse jener Nacht als schlecht bezeichnete, gelangte das Gericht zu dem Ergebnis, daß der Zeuge wissentlich oder unwissentlich einen Falscheid geschworen hatte. Ohne das Zeugnis der Wetterwarte hätte in folgendem Fall auch die Aussage einer alten Frau einem Assessor verhängnisvoll werden können. In einem Berliner Vorort war in einer Herbstnacht um drei Uhr morgens ein Mann überfallen und beraubt worden. Die Frau hatte vom Fenster aus den Täter vorüberziehen sehen, in dem sie bei späterer Gegenüberstellung den in der Nähe wohnenden Assessor wiedererkennen wollte. Da letzterer nicht nachweisen konnte, daß er zur kritischen

Zeit in seiner Wohnung gewesen war, erschien die Lage bedenklich. Da kam dem Verdächtigten der Gedanke, bei der Wetterwarte anzufragen. Dort konnte aus den Tabellen festgestellt werden; daß zur angegebenen Stunde die Dämmerung noch nicht begonnen hatte, daß während der Nacht kein Mondschein, daß Wolken am Himmel gewesen waren, und am Morgen leichter Nebel geherrscht hatte. Damit war bewiesen, daß es damals viel zu dunkel war, um auf die betreffende Entfernung das Gesicht eines Menschen zu erkennen. Die Anklage fiel damit.

Bei der letzten Gruppe handelt es sich um Fälle, die von keinem Zeugen, weder zugunsten noch zuungunsten des Angeklagten, beobachtet und bekräftigt werden konnten und die früher, bevor man die Angaben von Wetterdienststellen benutzen konnte, nicht selten zu Justizirrtümern geführt haben mögen. So wandte sich unlängst ein nach seinen Worten unschuldig Verurteilter aus dem Zuchthaus an das Meteorologische Institut und bat um Feststellung, ob an dem Tag, da er vor Jahren ein Verbrechen begangen haben sollte, Schnee gelegen sei, nach seiner Erinnerung wäre das nicht der Fall gewesen, und die angeblich im Schnee beobachteten, zum Tatort führenden Fußspuren könnten nicht als Beweismittel herangezogen werden. Nach den Wetteraufzeichnungen wurde festgestellt, daß der Verurteilte recht hatte; der Prozeß wurde wieder aufgenommen und endete mit Freispruch.

Auch in harmlosen Fällen kann oft die Statistik des Wetteramtes mit Erfolg zur Entlastung dienen. Ein Hausportier war von einem Schuhmann wegen unerlaubten Herunterlassens von Sonnenschuzdächern bei völlig bedecktem Himmel angezeigt worden. Statt die kleine Strafe zu zahlen, ging der Portier zur Wetterwarte, und dort bestätigte man ihm, daß die Sonne an

jenem Tage doch, wenn auch nur kurze Zeit, geschienen hatte. Das genügte, ihn von der Strafe zu befreien.

Ebenso gelang es einem Windmüller, die Anstalt für seine Befreiung vom Verdacht, seine Mühle angezündet zu haben, erfolgreich zu benützen. Es wurde bestätigt, daß am Brandtage ein sturmartiger Wind geweht hatte, und das Gericht mußte der Behauptung des Müllers, die Achse der Mühle habe sich bei dem heftigen Drehen der Flügel heißgelaufen und dadurch den Brand verursacht, Glauben schenken.

Die merkwürdigste Aufklärung eines geheimnisvollen Brandes war folgende. In einem von niemand als dem vermeintlichen Brandstifter betretenen Zimmer war Feuer ausgebrochen. So entschieden der Mieter seine Unschuld beteuerte, sprach doch alles gegen ihn. Da kam einer seiner Freunde auf den Gedanken, die Sonne als Brandstifterin zu verdächtigen. Auf dem Tisch stand eine Wasserflasche, durch deren scharf geschliffene Glaskanten, wie ein Versuch zeigte, eine Seng- und Brandwirkung, ähnlich wie durch ein Brennglas, entstehen und die Tischdecke Feuer fangen konnte. Da das Meteorologische Institut bestätigte, daß die Sonne zur Stunde, wo der Brand entstand, stark geschienen hatte, erfolgte Freispruch.

Recht ergöglich verlief ein anderer Fall, der gar nicht die Gerichte beschäftigte, sondern als „Justizirrtum in der Familie“ durch die Wetterwarte aufgeklärt wurde. Eine Hausfrau hatte, um ihren Küchenschrank zu reinigen, sämtliches Porzellan herausgenommen und ringsumher auf Stühle gestellt. Sie hatte ihren Jüngsten eben noch ermahnt, ja nicht an die Stühle zu stoßen. Kaum hatte sie ihm den Rücken gewandt, da stürzten einige der schönsten Stücke zu Boden und zerbrachen.

Wütend schlug die Mutter dem unfolgsamen Bürschchen den nassen Scheuerlappen um die Ohren. Der Knabe heulte und beteuerte immer wieder seine Unschuld. Wie überrascht war nun die Frau, als sie im Abendblatt den fett gedruckten Bericht von einem kleinen Erdbeben las, das die Stadt gerade um die Zeit betroffen hatte, als das Porzellan auf den Boden gefallen war. Nicht das Söhnchen, sondern der wacklige Stuhl und das Erdbeben waren die Ursache. Zur Sühne kaufte sie dem Knaben ein paar seltene Leckerbissen. Der Kleine ließ sich das Gebäck gut schmecken und fragte nachher: „Mutter, wenn is 'n wieder ä Erdbewen?“

Die Gerichte berücksichtigen bei bestimmten Wetterlagen die davon ausgehenden Einflüsse auf das Befinden und die Gefahr für Leib und Leben des Angeklagten. Außer Wärme, Kälte und Elektrizität ist es besonders der Luftdruck, der Beachtung fordert. Im Alpengebiet äußert sich die sogenannte „Föhnkrankheit“ bei vielen Leuten durch mehr oder weniger heftiges Fieber, dessen Verlaufskurve an der Universität Innsbruck in genauer Übereinstimmung mit den barometrischen Wetterkurven gefunden wurde. Eine Föhnperiode dauert fünf Tage. Föhnstimmung ernsteren Charakters findet man auch im Harz, im Thüringer Wald, dem Riesengebirge und den Bogen; außerdem in Neu-Seeland, Japan, Australien, Grönland, Norwegen, Spanien und Griechenland. Bei Föhnwetter kommt zur aufgeregten Stimmung eine große Trockenheit und Brennbarkeit der Stoffe, die zur Selbstentzündung neigen. Das wissen auch die Verbrecher und machen sich diese mögliche Verschleierung ihres vielleicht erst durch das Föhnfieber beeinflussten oder beschleunigten Rachegefühls zunutze. Dasjenige Land aber, das am meisten unter dem Föhn und den ihm

oft folgenden Wirbelstürmen, den Tornados, zu leiden hat, ist Nordamerika. Man spricht nicht mit Unrecht vom „Tornadotemperament“ der Amerikaner. Diese Wetterlage beherrscht die Bewohner so stark, daß sie selber sagen: „Wir haben hier kein Klima, wir haben nur Wetter.“ Aber der Amerikaner hat sich mit diesem dauernd jäh schwankenden Wetter abgefunden. Er hält sich an die guten Einflüsse des Tornadowetters, die er in der körperlichen und seelischen Anregung und Spannung der Nerven, der dadurch geförderten Energie und Unternehmungslust erblickt. Von den durchschnittlich zehntausend Mordfällen im Jahr, das heißt vierundachtzig auf eine Million Einwohner im Jahre 1922, und von der entsprechend hohen Selbstmordziffer Amerikas werden manche durch das „Tornadotemperament“ mitverursacht sein.

Verflechtkästel

Aus den folgenden Wörtern ist ohne Rücksicht auf die Silbentrennung derselben je eine Silbe zu nehmen. Die Silben ergeben in Satzform einen Ausspruch Goethes.

Befehinigung, Ungarn, Nützlichkeit, Leutnant, Abenteuer, Irredentist, Kleinigkeit, Südsüchte, Herodes, Todesstrafe.

Rahmenrätsel

A						E
E						E

Die Buchstaben A A A D D E E E I I I I L L N N P R R S S T T V sollen so in die leeren Felder des Rahmens eingesetzt werden, daß die vier Reihen Worte folgenden Sinnes ergeben:

1. Griechisch-mythologische Frauengestalt,
2. Küchenpflanze,
3. Geometrische Figur,
4. Phönizische Göttin.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Die letzte Loßnacht

Eine Andreasgeschichte aus dem Böhmerwald
Von Hans von der Angel

Im Reschenhof sitzen sie bei der Nachtsuppe. Sie löffeln nach der Reihe die Brocken heraus. Zuerst der Bauer, dann der Knecht, dann die Nani und der Hütbub.

Der Platz der kleinen Dirn ist leer. „Wo's nur umrennt, die Mannernärrische!“ giftet sich die Nani.

Dann löffeln sie wieder stad nach der Reihe; die blechernen Löffel klappern an der Schüssel.

Eine überwinterte Fliege summt um die Lampe herum. Draußen weht der Wind Schnee an die Fenster. Am Dach kreischen die Schindelnägel. Und der Wind jubet in die schwarzen Wolken.

In der Stube löffeln sie weiter, ohne ein Wort zwischen das Klappern der Löffel zu reden. Am Ofen schläft der Hund. Die Fliege krabbelt ihm um die Nase. Da muß er einen argen Traum haben: „Wie der Waldl winselt,“ sagt der Hütbub schüchtern in die Stille hinein.

Der Knecht legt den Löffel hin und sagt: „Heut ist Andresinacht!“ Und nach einer Weile: „Da könnt's noch bei manchem den letzten Schnapper tun!“ Er zwinkert die am Tisch der Reihe nach an.

Da legt der Bauer den Löffel hart auf das Tischel und steht auf. Die Nani wird rot und tappt nach der Schüssel hin. Der Hütbub hat sich noch einen Löffel voll herausgefischt und tropft dabei auf den Tisch. „Schloderer, paß auf!“ schreit die Nani fuchsteufelswild und rennt dem Hüter die Faust in den Buckel. Der flennt und leckt den Löffel ab: „Was kann denn i dafür?“

Der Knecht klopft sich die Pfeife überm Ofenloch aus. Die andern sehen's nicht, wie er das Lachen verbeißt.

„Wird wohl richtig sein, daß er nix dafür kann,“ brummt er in sich hinein.

Im Reschenhof geht's „arg einseitig zu“. So meinen die Nachbarn. Den Reschenleuten selber kugelt alles durcheinander. Sie sind schon ein gut Stückel alt geworden auf dem Reschenhof. Der Bauer, der Knecht und die Nani. Und das Werken ist ihnen immer leicht von der Hand gegangen. Sie haben auch immer helle Augen gehabt und einen lustigen Mund. Aber jetzt, wenn einem von ihnen der Hütbub zwischen die Füße rennt, dann schimpft und schlägt er auf ihn los. Sie sind immer alle so zornig, wie sie im Haus aneinander vorbeiverken.

Dem Hüter geht das nicht ein. Gar so wild! Das müßt doch ein' Grund haben! — Und so ist's auch!

Es gibt im Leben so eine Zeit, wo jedem ehrsamem Junggesellen und jeder ehrbaren Jungfrau das Ledigsein zuwider wird. Und denen im Reschenhof war's halt schon lang zuwider. Sie waren auch nicht mehr die Jüngsten. Der Bauer stand schon um die Fünzig herum, der Knecht hoch in den Vierzigern, und die Nani war auch schon mit dem Knecht auf einer Schulbank geseßen.

Da lebte man jahrelang auf dem Hof zusammen, hatte sich schon aneinander gewöhnt und weiß halt nicht, wie sich so eine Heirat ausnehmen tät, in der Junggesellenwirtschaft. Freilich, die Leut, die reden allerhand! Es ist ein böses Ding um der Leut Gerede. Aber die im Reschenhof haben ein steifes Genick gegen alles Geraunz. Sie wissen ja längst, woran sie sind.

Auf einmal aber geht alles schief im Reschenhof. Und das fing so an. Im Sommer, so ums Heuet herum, ist einmal der junge Schoberbauer heroben gewesen und hat ein strammes, junges Dirndl mitgehabt. Das war die Eva, die jetzt als Kleindirn dient auf dem Reschenhof. Der

Schober hat mit dem Bauer eine Weil stad geredet, und dann hat der Bauer mit dem Kopf geknappt: „Ja! Und a Hilf braucht die Nani jetzt auch schon! Der Hof ist ja auch nit der kleinste.“

Die Nani, die hinter der Kucheltür herausgeluft hat, hat fuchsteufelswild einen Topf auf den Herd gehaut. Der Bauer tat grad, als ob sie schon ein altes Fell wär'!

Der Zorn war einmal da. Wie's halt so geht. Da sind zwei alte Junggesellen am Hof und eine nicht mehr jüngere Jungfrau. Und beide möchten sie gern heiraten. Und sie möcht halt auch einen.

Aber es wär' wohl wieder nur eine halbe G'schicht', so zwischen die schöne Freundschaft eine Heirat hinein. Vielleicht findet doch einer von selber wo was anderes. Und da wartet man so hin. Auf einmal kommt da so ein junges, männernährisches Ding daher und alles ist aus.

Der Bauer dreht sich wie närrisch um die Junge, und der Knecht, der Lämmel, der dumme, tanzt ihr auch alleweil nach. Und die Nani weiß zu guter Letzt nimmer, wer von den beiden ihr lieber gewesen wär', und wie sie die Junge hinausbeißen könnt'. Und auf einmal geht alles durcheinander. Die zwei Weiber gehn aneinander vorbei wie zwei wilde Katzen. Aber das muß man sagen, streiten tun sie nicht. Nur anschauen tun sie sich. Und wissen: eine könnt der anderen an die Gurgel fahren. Das ist so ein stiller, wilder Weiberzorn. Sie tun sich alles zu Fleiß, und die Männer kriegen auf einmal auch verdeckte Augen. So steht alles schief im Reschenhof. Es fehlt nur ein Kenner, dann kugelt alles durcheinander.

Draußen klingelt hartgefrorener Schnee an die Scheiben. Diesmal ist's eine wilde Andresnacht. Eiskalt, und der Wind pfeift über die Hänge. Es muß kein einziger

Stern am Himmel stehen. Der Knecht sitzt im Herrgottswinkel und lost in die Nacht hinaus. Die Nani steht beim Spülschaff und putzt die Löffel.

Totstill ist's in der Stube. Wenn das Licht zittert, singt die Fliege am Lampenschirm. Sonst hört man nur den Wind an die Fenster stoßen.

Der Knecht stopft sich eine Pfeife und läßt die Nani nicht aus den Augen, wie sie so beim Spülschaff steht und werkt. Auf einmal hustet er und sagt: „Nani, hast dir scho' für d' Andresinacht was g'wunschen?“

Die muß aber arg grantig sein, weil sie ihn so anfahrt: „Lepp, alter, weißt d' noch nix G'scheiteres auf deine alten Läg?“

Er wischt sich nur ein bißel am Schnauzer herum. „Nani, für d' Nacht hätt'st dir doch was wunschen soll'n! Weil's halt die letzte in unserem Leben is!“

Da schaut sie erschrocken auf, weil er so wunderbar ernst daherredet.

„Ja — siegst, 's is unsre letzte Losnacht! Fallt uns heut kein Zeichen vom Himmel, müssen wir ledig bleib'n auf Erden und in der langen, langen Ewigkeit!“

Die Nani weiß nicht, was sie denken soll. Der Knecht redet so schön und gut daher, daß es wohl recht sein muß. So hat er nur einmal mit ihr geredet. Das war hinterm Stadel, wie die Sommernacht eingefallen ist und das Heu so schwülig gerochen hat. Daran muß sie denken, wie sie jetzt seine Stimme hört.

Er sieht, wie sie sich langsam die Hände am Fürtuch abwischt und ihm ins Gesicht schaut. Da hebt er noch stader an: „Weißt, das ist ein alter Glauben! — Meine Großmutter hat mir's oft erzählt! Die Leut wissen's wohl nimmer. Alle Andresinachtsbräuch helfen nichts mehr bei denen, die noch ledig auf den Siebenundvier-

ziger' gehn. Und wenn dir der Pantoffel neunmal den Bräutigam und den Kammerwagen weist, es gilt nir mehr!"

Er schaut ihr dabei ins erschrockene Gesicht, und seine Augen lachen unter den buschigen Brauen, daß er sie zusammenziehen muß. „Heut ist die letzte Andresinacht, die uns die Wahrheit sagt. Drei Stund lang müssen wir an die denken, die uns noch in den Ehestand führen könnten. Dann müssen wir dreimal drei Vaterunser beten. Wenn eins dreimal drei schmerzhaft' Rosenkränz bet', ist's noch g'scheiter! In der Nacht sehn wir dann im Traum unsere und unserer Bekannten ganze Zukunft!"

Die Nani steht am Tisch und legt mit unsicheren Händen die Löffel in den Schub.

Der Knecht lehnt neben ihr. Die Lampe pendelt leise hin und her und wirft Schatten an die Mauer. Die wachsen dort groß ineinander, als ob sich zwei umhalsten.

Der Bauer kommt grad über den verwehten Weg vom Stall herüber. Er mußte dort noch eine Kette richten. Er schaut durchs Fenster und sieht die Schatten an der Wand spielen. „Höllsakra!!“

Wie er in die Stube tritt, hat die Nani einen roten Kopf und dem Knecht sitzen hundert Lacher im Gesicht.

Da wird der Bauer auf einmal wild und weiß nicht warum. Er stapft ein paarmal durch die Stube, dann reißt er die Thür auf: „Ich mein, es hat halt doch scho g'schnappt wo!“

Der Knecht schaut ihm nach und hustet.

Die Nani aber kennt sich heut überhaupt nimmer aus.

Der Bauer steht draußen im Schneegestöber. „Sakra!“ Umkehren? — Nein! — Es brennt ein höllischer Zorn in ihm. Der Knecht muß raus! Zum Staudenwirt! Das ist das G'scheitste! — Da fällt ihm ein, daß der Weg über

den Schoberhof besser ausgetreten sein müßt. So stapft er auf den Schoberhof zu.

Der Wind treibt der Nani einen Eimer voll eiskaltes Wasser ins Gesicht, wie sie grad zum offenen Gang hinstapft. Sie wischt sich ab und dabei fällt ihr Blick auf den Schoberhof hinunter. Da sieht sie in der Finsternis ganz nahe vor sich den Bauern auf den Schober zuwaten. Jetzt will ihr ein Lichtel aufgehen. Dort unten sitzt ja schon den ganzen Abend die kleine Dirn, die Ev, bei der Schoberzenzl.

Wie die Nani wieder in die Stube kommt, hat der Knecht seinen Lanter an und zieht sich grad die Schneehaube über den Kopf. „Wo tußt denn du noch aus?“ fragt sie erschrocken.

„'s könnt ja bei mir auch noch den letzten Schnapper tun!“ meint er. Bei der Tür dreht er sich noch einmal um und sagt: „No, jetzt wünsch' ich dir halt gute Nacht und auch ein schön's Träumen!“

Nun saß sie allein da. Hinter ihrem Brusttuch brennt etwas, daß ihr das Wasser aus den Augen rinnt. Zwanzig Jahr hatte sie den zwei Männern die Hosensböden geflickt und dabei ein Vaterunser gesagt für die, die vorher drinnen steckten. Und jetzt saß sie allein da, in der finstern Nacht. Die zwei waren auf Weiberschau gegangen. Oh, die Männer, die verdammten! Die Welt wäre ohne sie so schön!

Wie die Nani im Meschenhof oben so einsam saß mit ihrem gekränkten Herzen, stapfte der Meschenbauer grad beim Schober vorbei. Da schaute er durchs Kammerfenster und sah wie der Schober der Ev, der Meschenhofer Kleindirn, einen Heißen aufbrannte, und die alte Schoberin saß lächelnd dabei. „Kreuztibi-domine! Höllsakra übereinand!“ Jetzt hat der junge Schober auch schon das

Hochzeitige! Und er, der Resch? Reschenbauer? Du alter Tepp, du einschichtiger! Was hast denn vom Saufen-gehen, wenn dich kein Weib schimpft, bald du b'soffen heimtorkelst? „Firlaudon!“ Da gab's ihm in der kalten Winternacht einen Riß. Die Bruckhofsbäuerin ist zwar schon eine höhere Wittib! Aber ihm sangen ja auch nicht mehr grad die Jüngsten nach. Dann stapfte er auf den Bruckhof hinüber, um noch knapp bei der Zeit ein Weib zu finden.

Während dies geschah, saß der Reschenknecht beim Staudenwirt und ließ sich ein Stamperl Schnaps in die Gurgel rinnen. „Ah!“ sagte er. „Noch eins!“, und lachte vergnügt in sich hinein.

Der Schnee wirbelte ans Fenster.

„I klopf ô . . . i klopf ô, heiliger Andresi, freig i*) hui er an Mä?“ — „Nein!“ heulte der Wind im Rauchfang. „Nein!“ winselte es im Ofenloch. „Nein! — Nein!! Alle Männer gehören der Ev, der jungen, schönen Ev! Die Ev wird Bäuerin. Und der Knecht heirat' sie auch.“

„Und ein' andern krieg ich nit, heiliger Andresi?“ — „Nein! Nein! Du mußt ledig bleib'n! Auf Erden und im Himmel, in Ewigkeit Amen!“

Die Nani stöhnte auf. Sie war überm Rosenkranzbeten langsam eingenickt, weil der Schnee so gleichmäßig an die Fenster schlug und der Wind immer im Rauchfang sang. Jetzt mußte sie mit bösen Träumen raufen.

Da zog eine endlose Reihe von Hochzeitszügen in eine

* Im Böhmerwald ziehen in der Andresinacht die jungen Mädchen vor die Häuser, pochen an die Fenster und sagen: „I klopf ô — i klopf ô — heiliger Andresi freig i hui er an Mä(n)!“ (Ich poch an — ich poch an — heiliger Andresi krieg ich heuer einen Mann?) Wenn jemand „Ja“ in der Stube sagt, erfüllt sich der Wunsch des Mädchens.

große, helle Kirche, die so weit war wie die Welt. Und die Brautseligen waren lauter bekannte Männergesichter. Der Reschenbauer, sein Knecht, der junge Schober, der Brunnernazi, der Hansgirgl und alle, aus der großen zerstreuten Gemeinde. Jeder aber führte die gleiche junge, blühende Braut, — die Ev!

Die Nani aber sah sich selber im Altenjungfernhimmel hocken. Kleine Englein saßen um sie und sangen: „Jungfer Nani, Jungfer Nani, ist noch ein Schluckerl in der Kanne?“ Sie saßen alle auf einer großen braunen Wolke und tranken Kaffee. — In alle Ewigkeit.

Da schreit die Nani auf. Sie wär' fast an einem Schluck süßen Kaffees erstickt. Wie sie sich aufreißt, sitzt sie mit dem Rosenkranz in der kalten Stube. Die Lampe ist am Berlöschen und raucht den rußigen Balken noch mehr an, und die Fliege ist eingeschlafen. Still ist's draußen. Zeitweise klopft der Wind ans Fenster. Dann ist's, als ob Dirndlstimmen kichernd fragten: „I klopf ô, i klopf ô, heiliger Andreß, freig i huier an Mò?“

Im Reschenhof sitzen sie bei der Morgensuppe und löffeln nach der Reihe die Brocken heraus. Zuerst der Bauer, dann der Knecht, dann die Nani, dann die Ev und der Hütbub. Totstill ist's. Nur die Blechlöffel klappern an der Schüssel.

Die Fliege ist wieder aufgewacht und sumst herum.

Da legt der Knecht den Löffel hin, schaut sich die Leut reihum an und betrachtet minutenlang das Gesicht der Nani, der man die harte Nacht ansah. Dann sagte er schön stad: „Bauer, ich möcht' dir's heut gleich sag'n, daß ich dir aufs Neujahr den Dienst auffag! Zu Fasching heirat ich halt! Das neue Inhäusl könntst mir dann verpachten.“

Der Nani gibt's einen Riß. Der Löffel fällt ihr in die Suppe. Ja! So mußt' es kommen!

Wieder ist's still in der Stube. Auf einmal lacht die Ev auf: „Bauer, bei dir heroben da ist's tottraurig! Wenn i nit scho auf d' Wochen zur Schoerbäuerin ziehen tät, tät i bei dir da noch a Stummerl wer'n!“

Jetzt reißt die Nani Mund und Augen auf. Sie weiß nicht warum sich die Stube immer so um sie herum dreht und lauter lachende Gesichter ihr ins Ohr schreien: „Und heiraten! Heiraten! Und Hujuchuu!“

Sie sieht in dem Gedreh, daß sich der Bauer über den Bauch wischt, ein paarmal hustet und dann so auf den Stockzähnen, ganz falsch, auf seine Ehalten lacht. „Ja und ich tu halt auch bald die Bruckhofbäuerin heiraten!“

Da hört die Nani langsam das Häufel über sich einfallen. Die Ev lacht auf: „Da könnten wir ja alle an ein Tag Hochzeit machen!“

Dann hört die Nani nichts mehr.

Jemand hat sie bei der Hand genommen und aus der Stube geführt. Draußen sieht sie, daß es der Knecht ist.

Wie die Nani nachher wieder allein in ihrer Kammer sitzt, denkt sie, daß gestern wirklich die letzte Andresinacht für die drei Hochzeiter vom Reschenhof war.

Unten aber in der Stube löffelt der Hütbub noch immer an der Suppe. Über ihm singt die Fliege. Er schüttelt den Kopf und denkt: „Was nur die Leut immer g'habt hab'n? Aber jeh', scheint's, gibt's an Fried'n.“

Aus der Werkstatt des Weihnachtsmannes

Von H. Iller / Mit 13 Bildern

Wir sind arm geworden in Deutschland; aber die Weihnachtsfreude lassen wir uns doch nicht verkümmern! Keine rechte deutsche Seele mag mit dem reichen Mann



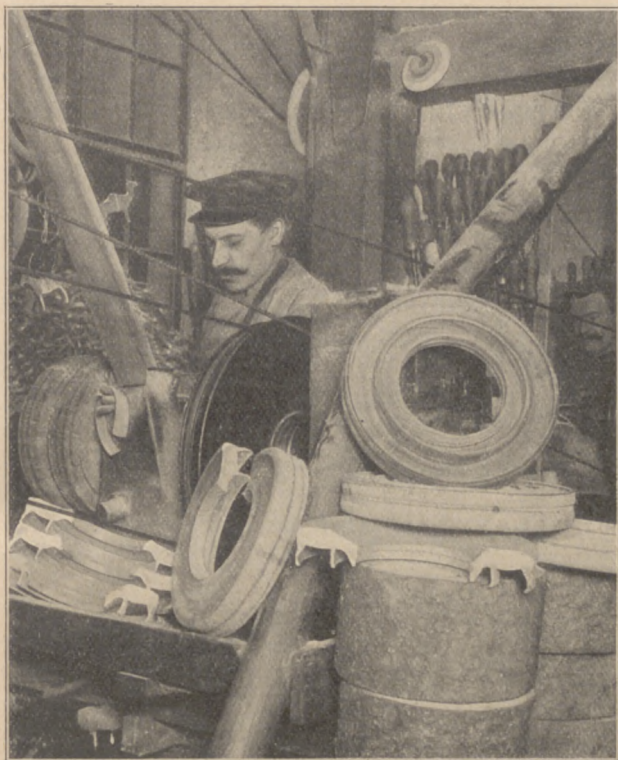
Schüler der Spielwarenfachschule in Grünbainichen, umgeben von Vorbildern, Zeichnungen und Modellen, beim Schnitzen von Tierfiguren.

tauschen, der in seiner „Vergoldung“ nichts fühlt von unserem Kinderglück unter dem Tannenbaum. Nie ist einem die Heimat so mütterlich, so unerseßlich wie am



Ein Schüler der Fachschule, der mit der Säge Schächtchen-
figuren ausschneidet.

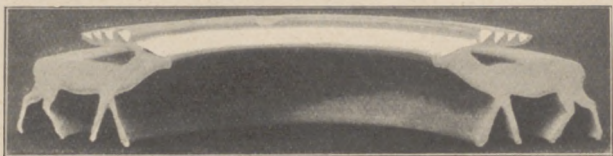
Christabend, nie fühlen wir so frei und froh, daß unsere Seele Flügel hat, sich über Dunkel und Enge in weite und lichte Höhen zu heben. Mit den jauchzenden Kleinen werden auch wir Großen unversehens Herr über die Welt;



An der Drehbank beim Drehen von sogenannten Tierreifen, von denen die einzelnen Tierfiguren abgeschlagen werden, die man dann weiter bearbeitet.

zunächst einmal über die im Spiel erschaffene, für Kinder-
augen unendlich viel vermögende, und dann auch wieder
mit neuem Mut über die Wirklichkeitswelt der Alltags-
pflicht. Es braucht ja gar nicht viel und noch weniger das
Teuerste zu sein, was da zwischen Pfefferkuchen und

Weihnachtskringeln auf dem weißgedeckten Gabentisch aufgebaut ist! Kinderseelen schaffen ja im Nu aus dem Wenigen eine Fülle! Wo der Verstand und unsere müde Weisheit gar nichts zu sehen vermögen, da begibt sich in buntester Vielgestaltigkeit, von Kindereinbildungskraft geweckt, ein märchenfrohes Leben. Praktische, ach so gute, bitternotwendige Sachen, wie wollene Strümpfe und Unterröckchen, ja eine neue Kappe oder gar ein Mäntelchen werden als Weihnachtsgaben unterschätzt; aber nach dem Spielzeug, dem herzigen Dockerle, dem aufgezeäum-



Ein auf der Drehbank hergestellter „Hirschreifen“, aus dem einzelne Tierfiguren abgeschlagen und weiter verarbeitet werden.

ten Schaukelpferd greifen beide Kinderhände, und die Augen leuchten und strahlen in Glückseligkeit! Sind wir auch arm geworden, etwas zum Spielen muß der Weihnachtsmann doch bringen, denn Spielzeug ist Rüstzeug fürs Leben! Spiel ist das unentbehrliche Versuchsfeld aller Anlagen und Tätigkeitsformen und lebenswichtige Vorbereitung für spätere Tüchtigkeit. Nichts drum von Jammern über das Spielzeug als unnötigen Luxus! Es gibt billiges und zugleich gutes genug! Und im Spiel erbaut sich das Kind die Welt, lernt seine Kräfte brauchen und, was ein Meister werden will, das übt sich bekanntlich früh. Darstellende Künstler und Zuschauer zugleich sind da die kleinen Schöpfer aller Dinge. Das Wägelchen und die Puppenstube, der Kaufladen und die kleine Küche be-

völkern sie mit erdachten Gestalten oder den Personen der Märchen, die ihnen die Mutter vorgelesen hat, oder spielen selber die Hauptrollen. „Du mußt Dornröschen sein und ich bin der Königsohn, und Gertrud darf die Here sein.“



Familie beim Ausarbeiten von Tierfiguren. Von einem „Tierreifen“ werden einzelne Figuren abgeschlagen.

Die gleiche Puppe oder irgend ein Baustein muß bald dieses, bald jenes vorstellen, und es glückt, glückt immer! So ist es vor vielen tausend Jahren gewesen, so ist es heute noch. Unsere Altvordern gaben noch ins Grab geschnitzte Pferdchen mit, und Puppen fand man erst jüngst wieder in den Königsgräbern der Ägypter. Spielsachen

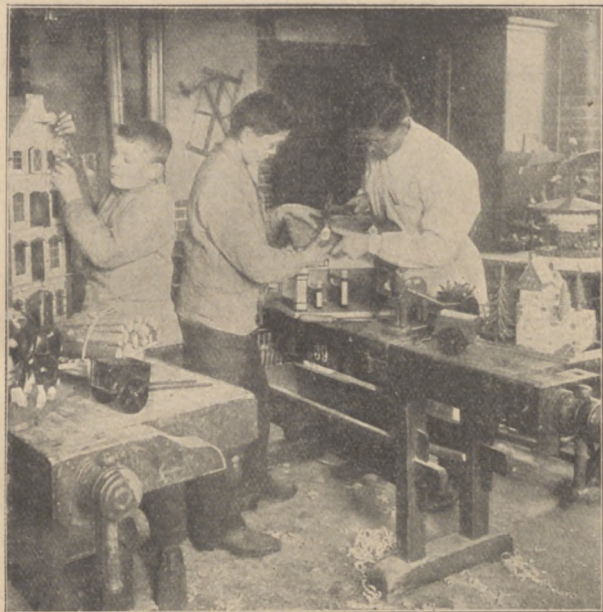
hat es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben, und ihre Ähnlichkeit ist oft überraschend. Aber viel kommt doch darauf an, daß das Spielzeug recht viel Spielmöglichkeiten der freien Betätigung überläßt. Nicht so sehr auf wirklichkeitsgetreue, in allen Einzelheiten genaue Wiedergabe kommt es an, als auf das Kennzeichnende, so daß der Einbildungskraft genug zu tun bleibt. Die Anfertigung von all den schönen Schätzen in der Werkstatt des Weihnachtsmannes ist deshalb eine Kunst, die dem schöpferischen Spielbedürfnis des Kindes aus eigenem Empfinden heraus das Zusagendste zu geben weiß.



Werdegang eines Pferdchens in verschiedenen Stufen.

In Deutschland hat die Spielwarenindustrie eine bis ins Mittelalter reichende Vergangenheit. Sogar aus dem vierzehnten Jahrhundert sind noch Puppen und Tonfiguren erhalten, und Schriften aus jener Zeit rühmen Sebastian Doek in Nürnberg als geschickten „Dockenmacher“. Die wichtigste, vielleicht auch älteste Heimstätte der Spielzeuganfertigung ist das sogenannte Meininger Oberland im Südosten des Thüringer Waldes. Weil aber Nürnberg am frühesten den Vertrieb der in den bayrischen Alpen, im sächsischen Erzgebirge oder im Thüringer Wald hergestellten Spielwaren in großem Maße und weithin übernehmen konnte, ist der „Nürnberger Land“, der „durch alle Land“ geht, bis heute jedem rühmlich bekannt. Seit jeher waren jedoch die Bewohner des genannten Meininger Berglandes, da die landwirtschaft-

liche Tätigkeit sie nur dürftig ernährt, und besonders, wenn im Winter der Erwerb als Holzfäller oder Köhler stockt, darauf angewiesen, aus dem Holzreichtum der Wälder durch Anfertigung von Haus- und Küchengeräten



In der Fachschule. Bemalen und Zusammensetzen von Spielwaren.

und von Holzspielsachen eine Erwerbsquelle zu machen. „Wieglein, Stühlein, Tischlein und Bettstülein, Pferde, Karren und Reiterlein“, dazu Döcken, innen hohl, mit kleinen Steinchen oder Erbsen gefüllt, Steckenpferde, Gaukler und Purzelmänner, Flöten, Geigen und Trommeln wurden in den häuslichen Werkstätten jener Gebirgs-

dörfer hergestellt. Im Jahr 1595 hatten zwei wegen ihres Glaubens aus ihrer Heimat vertriebene Männer, Christoph Müller aus Böhmen und Hans Greiner aus Schwaben, letzterer allgemein der „Schwabenhans“ genannt, die erste Glashütte errichtet, und bald danach verlieh ihnen der Herzog von Koburg das Privileg zum Anbau in Lauscha. Sie nahmen Arbeiter ihres Heimatlandes, die gleichfalls ihrer religiösen Überzeugungen wegen fliehen mußten, bei sich auf. Franken und Böhmen siedelten sich dort an und bildeten bald schaffens- und sangfreudig auf die Ortschaften verteilte Arbeitsbezirke. In Lauscha und Neustadt am Rennstieg entfaltete sich die Glasbläserei, in Limbach und Wallendorf an der Lichte die Porzellanfabrikation, als deren dortiger Gründer und Neuerfinder Gotthelf Greiner noch heute in dankbarem Gedenken steht, und in Sonneberg vor allem die Hausindustrie der Puppenanfertigung. So hat sich in diesen Gegenden von Geschlecht zu Geschlecht eine alte gute Überlieferung dieses Kunsthandwerkes am Leben erhalten und fortgebildet. Wird doch etwa die Hälfte aller deutschen Spielwaren in der Hausindustrie hergestellt, die sich außer auf die Ortschaften im Meininger Land vor allem auch im Erzgebirge immer weiter entwickelt hat, während in Nürnberg und Fürth die Fabrikation im Großbetrieb und die Anfertigung in Blech und Metall überwiegen. Wie der landwirtschaftliche Siedler seine eigene Scholle, so liebten die Spielzeugmacher ihre freie Heimindustrie, ihr Kunsthandwerk. Daß sich manchmal auch gewisse Schattenseiten dabei zeigten, so die allzu weitgehende Ausnützung der Kinderarbeit, ist nicht zu leugnen, aber die guten Seiten überwiegen. Der einzigartige Vorzug liegt in der individuellen Mannigfaltigkeit. Tausende von fleißigen Leuten sinnen auf neue Formgebung und er-



Zusammensetzen von Spielwaren u. d. eigenartigen erzgebirgischen Leuchtern in einem Lehrraum der Fachschule in Grünhainichen.

denken neue Muster. Tausende von geschickten Händen schaffen in ererbten und mit den Augen den Älteren abgeguckter Gewandtheit eine unerschöpfliche Fülle von Spielwaren, die in der ganzen Welt unübertroffenen Ruf haben. Sein ganzes Können, seine ganze Seele legt ein

jeder in seine Arbeit, und deshalb ist diese der rein mechanischen auf manchem Gebiet überlegen, während sie natürlich wegen des Mangels an Hilfsmaschinen in anderer Hinsicht begrenzt ist. Freilich kann auch diese Hausindustrie sich nicht auf Anfertigung besonders gepflegter Einzelarbeit beschränken, muß vielmehr auch eine gewisse Massenherstellung und vor allem auch solche von billigen Waren anstreben. Die hölzernen zum Beispiel können, um billiger zu sein, nicht aus einem Holzstock einzeln geschnitzt werden, und nicht einer kann alles, was zur Herstellung gehört, ausführen. Arbeitsverteilung auf alle Glieder der Familie und die Hilfsarbeiter muß so vorgenommen sein, daß sich alle aufs beste ergänzen. Auf der Drehbank wird ein Holzreifen hergestellt, und dann von besonders geübten Arbeitern, den sogenannten Reifendrehern, der Reifen durch Wegnahme von Teilen auf der Drehbank bearbeitet, bis das Profil, die Form des herzustellenden Tieres, seien es Pferde oder Kühe, Ziegen, Schafe oder Hirsche, herausgeschnitten ist. Die Arbeit erfordert Geschick und gute Formkenntnis der einzelnen Tierarten, da das Abdrehen nur nach Augenmaß vorgenommen wird. Der Tierreifen wird dann mit scharfen Messern in Stücke zerlegt, und hernach geht es an das Abrunden und feinere Ausarbeiten. Zum Schluß kommt das Bemalen an die Reihe und das Anheften von Mähne und Schwanz bei den Rossen oder geschekkten Kindern. Manche Tiere, wie die frommen Schäflein, die Ziegenböcke oder die Zottelbären, erhalten ihren Pelz, ein jegliches wie am Tage der Schöpfung nach seiner Art. Und mit dem rollenden Gerät, den Leiterwagen und Kastenwagen, den Postkutschen und Frachtfuhrwerken verfährt man nach dem gleichen Zusammensetzsystem der Arbeitsverteilung, die auch in Herstellung der Puppenwerkstatt ein



Lauscha in Sachsen-Meiningen. Hauptort der Fabrikation von Christbaumschmuck.

wesentlicher Teil des Erfolgsgeheimnisses ist. Männlein und Weiblein, alt und jung erhalten ihren Posten und müssen es zu einer erstaunlichen Geschicklichkeit in ihrem „Fach“ bringen. Die einen setzen den Puppenköpfen die schönen blauen Augen ein, die anderen kleben den Schmuck des Frauenhauptes, die in lange Flechten ge-

knüpften Haare, auf. In Lauscha wird das Glas zu schönen Kugeln und anderen Schmuckformen geblasen und mit gläsernden oder bunten Farben versehen, damit sie dann in schimmernder Pracht einzeln oder in Ketten den Christbaum zieren. Körbweise werden diese Glasachen zum Bemalen und Fertigmontieren gebracht, und Berge davon werden verpackt und versandt in alle Welt.

Und welch wunderbare Kleinwelt ist die Christbaumpyramide, die von den Holzschnitzern des Erzgebirges aufgebaut wird. Sie besteht aus mehreren wagrecht um eine senkrechte Achse sich drehenden, nach oben immer kleiner werdenden, runden Holzscheiben von grüner Farbe, auf denen allerlei zierliche Figuren stehen, bunt und herrlich! Was ist da nicht alles aus Natur- und Menschengeschichte, an Märchengeschöpfen und Sagengestalten zu sehen, und vor allem fein und lieblich das „holdselige Paar“, Maria und Joseph mit dem Christuskind in der Krippe, die Hirten auf dem Felde und die diademgeschmückten drei Könige aus dem Morgenland, dazu der Glanz von vielen Kerzen. Mit welcher Liebe und Hingebung sind alle diese kleinen Kunstwerke angefertigt!

Damit aber die guten Traditionen nicht allmählich sich verlieren oder verflachen, sind in Grünhainichen und in Seiffen im Erzgebirge staatliche Spielwarenfachschulen errichtet worden. Eigens dafür ausgebildete Lehrer, Kunstlerfahrene, tüchtige Leute, erteilen theoretischen und praktischen Unterricht, um, auf dem guten Alten aufbauend, in dem Nachwuchs neue Gaben zur Entfaltung zu bringen und Technik und Geschmack in sachverständiger Weise zu beeinflussen und zu heben.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts galten die Spielwaren noch als Luxus, der nur zur Weihnachtszeit in den Läden besonders ausgestellt und im Lauf des Jahres



Eine Puppenfriseurin macht den Babys schön gewellte Haare. selten gekauft wurde. Hätten die Sonneberger und Kauschaer nicht ihren Sendungen von anderen Waren der Holz- und Glasindustrie immer Proben von Spielsachen beigelegt, das Geschäft hätte sich kaum zu dem Umfang

entwickelt, den es nun schon seit vielen Jahrzehnten hat. Von der Gesamterzeugung an Spielwaren fallen Deutschland mehr als zwei Drittel zu, von der aller Länder der ganzen Erde sogar weit über die Hälfte. England bezog



Glaszkugeln werden aus Glasstäben über der Flamme geblasen.

vor dem Krieg — und zwar ohne Berücksichtigung der Kolonien — im Wert von etwa 26 Millionen, Amerika mehr als 38 Millionen. Die Gesamtausfuhr belief sich auf etwa 140 Millionen Mark. Dagegen blieb die deutsche Einfuhr kaum erwähnenswert und bestand zumeist aus effekthaschenden, marktschreierischen Artikeln. Weit über

hunderttausend Menschen sind in der Spielwarenindustrie, der „Werkstatt des Weihnachtsmannes“, beschäftigt.

In blendender Lichtfülle und verwirrender Märchenpracht bringen die Schaufenster der großstädtischen Läden,



Bei der Herstellung von Christbaumschmuck.

die Paläste der Warenhäuser so viel und so raffiniert ausgestattete Spielwaren zur Ausstellung, daß einem fast die armen Kleinen leid tun, die sich mit ihrer Sehnsucht darin verirren. Aber die Kindesseele ist ja so wundervoll, daß es ihr nichts ausmacht, wenn dann am Weihnachtsabend von all der gesehenen Pracht nur ein paar bescheidene Stücke beschert werden. Gerade so hatten sie

sich's doch geträumt, und gerade so ist's recht, und gleich beginnt das Spiel, die Kunst des Kindes, und keine Enge, keine Dürftigkeit wird verspürt! Glückselig jauchzen und trommeln und blasen die Buben und Herzen die



Abliefern des fertigen Christbaumschmuckes.

Mädel ihre Puppen und lassen alle ihre mütterlichen Anlagen in holdseligster Natürlichkeit sich entfalten, dieweil die Jungen mit Roß und Reitern herumkarriolen.

Was in der Werkstatt des Weihnachtsmannes von fleißigen Händen das ganze Jahr über angefertigt wird, ist kein Luxus! Wenn auch leider viel Mittelmäßiges und Uebernes in den Handel kommt, die Erzeugnisse der

großen Hauptplätze im Meininger Land, im Erzgebirge und vor allem Nürnberg, neuerdings auch in Dresden und Schwaben, sind gutes, deutsches Spielzeug, mit dem die Kinder wirklich spielen und werkeln können. Spielzeug, das die Kleinen lieben, weil es kindlich ist und ihnen die große Schöpfung und die Welt der Großen in ihnen angepaßten Formen zum „Schaffen und Schauen“, zum Versuchsfeld aller ihrer Kräfte und Anlagen in die Hand gibt.

Unter der Teuerung, den Exportbehinderungen und dem Geldmangel hatte die deutsche Spielwarenindustrie in den letzten Jahren schwer zu leiden. Dies Gewerbe, das sich auf eine fünfhundertjährige Entwicklung stützt, das in der ganzen Welt nicht Übertroffenes bisher geleistet hat, auf seiner Höhe zu halten, ist geradezu vaterländische Pflicht. Fort mit dem Kitsch, gleichviel, ob er eingeführt oder heimisch ist! Solide, gute deutsche Spielwaren aus der ihren alten guten Ruf wahrenden Werkstatt des Weihnachtsmannes wollen wir unseren Kindern schenken und mit ihnen reinen Herzens froh sein!

Weihnachtsversekränzel

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
2. Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.
3. Hoch vom Dachstein her —
4. Alle Vögel sind schon da —
5. Komm, lieber Mai, und mache —
6. Was frag' ich viel nach Geld und Gut.
7. Und schau' du hin, so schau' ich her.

Aus einem jeden der sieben Viederanfänge ist ein Wort zu wählen. Die gesuchten Wörter ergeben im Zusammenhang den Anfang eines Weihnachtsliedes.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.



Weihnacht

*

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderbar beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Heil'ges Glänzen, hehres Schauern!
Wie so weit und still die Welt.

Sterne hoch die Kreise schlingen;
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen:
O du gnadenreiche Zeit.

Joseph von Eichendorff.



Liebesprüfung

Novelle von Reinhold Ortmann

Als die Frau Oberinspektor Corsepius, seit Jahren gelähmt, nach langem Siechtum wie eine heruntergebrannte Kerze sacht erloschen war, wurde durch ihr Hinscheiden kaum eine merkliche Lücke spürbar, denn schon mit achtzehn Jahren hatte ihre Tochter Ilse das kleine Hauswesen geleitet. Und sie hatte sich ihrer doppelten Aufgabe, Hausfrau und die Krankenpflegerin zu sein, so hingebend und aufopfernd unterzogen, daß dem Oberinspektor Corsepius die stille Freude an seinem Heim eigentlich nie ernstlich getrübt worden war. Auf wie viele Vergnügungen seiner Jugend das Mädchen unter der doppelten Last verzichten mußte, hatte der Vater umso weniger bemerkt, als Ilse nie darüber klagte. Ihr Wesen war immer gleich ruhig, heiter und freundlich geblieben, und immer war sie darauf bedacht gewesen, dem stillen, aller lauten Fröhlichkeit abholden Mann seine Mußestunden zu verschönen. Rastlos tätig im Amt, kannte Corsepius nur zwei Liebhabereien: er hörte gern gute Musik und spielte leidenschaftlich Schach, und beiden vermochte seine Tochter ausreichend zu genügen. Sie war eine vortreffliche Künstlerin auf dem Klavier und eine leidliche Schachspielerin. Da wurden dem Oberinspektor die Abende nie lang, und er trug kein Verlangen danach, Zerstreuungen außerhalb des Hauses zu suchen.

Noch traulicher und befriedigender gestaltete sich sein häusliches Leben, als eines Tages, etwa ein Jahr nach dem Tod seiner Frau, noch jemand daran teilzunehmen begann, der Geheimsekretär Hermann Huwe, ein hübscher, stattlicher Mann von dreißig Jahren und ein tüchtiger Beamter, dessen Gewissenhaftigkeit und strenge Pflichterfüllung Corsepius in langer gemeinsamer Ar-

beit kennengelernt hatte. Als Huwe einmal im Amt gelegentlich bemerkt hatte, daß er leidenschaftlich Schachspiele, war er vom Oberinspektor freundlich zu einer Partie in seinem Hause eingeladen worden. Da zeigte sich, daß er Ilse an Spielfertigkeit übertraf, und da er auch sonst ein angenehmer Gesellschafter nach dem Herzen des Hausherrn war, wiederholte er seine Besuche in immer kürzerer Zeit, bis er zum täglichen Abendgast im Heim seines Vorgesetzten geworden war. Da wurde nach alter Gewohnheit zunächst ein Stündchen musiziert; Ilse spielte die alten Lieblingskompositionen ihres Vaters. Dann gingen die beiden Herren zum Schachisch, während das junge Mädchen mit irgendeiner Handarbeit dabei saß. Ilse war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, als Huwe anfing, zum Hausfreund zu werden, und die Leute sagten, daß sie ungewöhnlich hübsch sei. Es war unmöglich, daß der Geheimsekretär das nicht bemerkte, aber er verriet die Empfindungen, die dadurch in ihm geweckt werden mochten, nie mit einem Wort. Wenn auch wortkarg und etwas linkisch im Wesen, benahm er sich doch stets ritterlich und zuvorkommend gegen Ilse, aber er beobachtete dabei immer einen Gradachtungsvoller Zurückhaltung, die er der Tochter des ihm vorgesetzten Beamten schuldig zu sein glaubte, und es schien überhaupt, als ob das weibliche Geschlecht in seinem Leben keine Rolle spielte.

So lief das Leben der drei Menschen in ruhigstem Gleichmaß dahin. Sie schätzten sich gegenseitig hoch, nahmen freundwilligen Anteil aneinander, und nie kam es zu einem Mißton zwischen ihnen. Fast zwei Jahre bestand dies harmonische Verhältnis, als eines Tages unvermutet ein Besuch erschien.

„Dr. Arnulf Weigand, Privatdozent“ stand auf der

Karte, die er Ilse durch die Aufwärterin hereinschickte. Als sie ihn verwundert empfing, denn der Name war ihr unbekannt, sah sie sich einem jungen Manne von neunundzwanzig oder dreißig Jahren gegenüber, der sie durch seine hübsche, elegante Erscheinung und sein sicheres Auftreten fast verlegen machte. Er bedauerte, den Herrn Oberinspektor nicht angetroffen zu haben, denn seine Empfehlung laute an ihn. Corsepius und sein Vater, der Großkaufmann Weigand, seien von der Schulzeit und den Jünglingsjahren her vertraute Jugendfreunde, und er habe jetzt, da er sich an der hiesigen Universität als Privatdozent niedergelassen, dem Herrn Oberinspektor die herzlichsten Grüße seines alten Herrn persönlich überbringen wollen. Er hatte so muntere, braune Augen, und in seinem Wesen lag soviel ungezwungene Frische und Heiterkeit, daß Ilse's anfängliche Befangenheit rasch verflog und daß ihr die halbe Stunde angeregten Plauderns mit dem Besuch wie im Flug dahinging. Als er sich empfahl, forderte sie ihn zum Wiederkommen auf und bat ihn, er möge abends nach den Dienststunden des Vaters wiederkommen. Lebhafter, als sonst ihre Art war, erzählte sie dem heimgekehrten Corsepius von dem Sohn seines Jugendfreundes, an den er sich gut erinnerte.

„Es freut mich, daß er nach so langer Zeit noch an mich dachte,“ sagte er verbindlich. „Das Leben hat uns ja ziemlich weit auseinandergesührt, denn Weigand ist, wie ich hörte, ein reicher Mann geworden, der in Handelskreisen größtes Ansehen genießt. Ein mittlerer Beamter ohne Vermögen pflegt in solchem Falle meist nicht mehr viel zu bedeuten. Nun, wir werden ja sehen, wie es dem jungen Herrn in meinem bescheidenen Heim behagt.“

Drei Tage danach, Ilse saß eben am Klavier, während

Corsepius und Hurwe ihrem Spiel lauschten, wurde Doktor Weigand gemeldet. Heiterkeit und Lebensfreude schien mit ihm in das stille Zimmer zu kommen. Er drückte Ilse wie einer guten Bekannten herzlich die Hand und begrüßte auch den Geheimsekretär verbindlich. Das Gespräch kam rasch in Fluß und es zeigte sich, daß Doktor Weigand ein wohlunterrichteter, feinsinniger Mann war, der leicht und zwanglos über alles zu reden wußte, was die anderen interessierte. Ilse lauschte mit wachsendem Vergnügen; ihre Augen gewannen an Glanz, und ihre Wangen röteten sich leicht. Das war etwas anders als die Unterhaltungen, an die sie sonst in diesem Stübchen gewöhnt war. Auch der Oberinspektor ging unter dem belebenden Einfluß des Gastes aus sich heraus, erzählte von halb vergessenen Ereignissen aus ferner Jugendzeit und dachte an diesem Abend nicht daran, Schach zu spielen. Am schweigsamsten verhielt sich der Geheimsekretär, der ernst und bescheiden dasaß und zuhörte.

„Ich habe Sie vorhin, als ich kam, im Klavierspiel gestört, Fräulein Corsepius,“ sagte Doktor Weigand schließlich. „Ist es unbescheiden, wenn ich Sie bitte, auch mich etwas von Ihrer Kunst hören zu lassen?“

Ilse fand sich bereit. Sie war sich ihrer Fertigkeit zu gut bewußt, um mit falscher Bescheidenheit zu kokettieren. Sie spielte Stücke von Schumann und Brahms, und als sie sich vom Sessel erhob, begegnete sie einem leuchtenden Blick des Doktors, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Es war sehr schön, mein Fräulein,“ sagte er. „Ich danke Ihnen für den großen Genuß. Ich wünschte, für mein bescheidenes Violinspiel eine Partnerin gleich Ihnen zu finden.“

„Sie musizieren also auch?“ fragte der Oberinspektor.

„Ja. Ich wollte mich einmal ganz dieser Kunst widmen. Nur die Furcht, daß ich's schließlich doch zu nichts Rechtem bringen würde, hielt mich davon zurück. Meine Geige aber ist mir dennoch lieb geblieben; im Spiel finde ich immer wieder Erholung und Erbauung.“

„Wenn Ihnen daran gelegen ist, Ilse wird gewiß gern bereit sein, hie und da ein Duo mit Ihnen zu spielen. Das wäre eine unverhoffte Bereicherung unserer abendlichen Genüsse, nicht wahr, lieber Huwe?“

Der Geheimsekretär verbeugte sich steif und sah still vor sich hin. Ilse verhehlte ihre lebhafteste Freude nicht.

„Es wäre hübsch — ich wünschte mir das immer. Aber Ihre wissenschaftliche Arbeit wird Ihnen wahrscheinlich kaum Zeit dazu lassen, Herr Doktor!“

Er lachte. „Ich habe nicht den Ehrgeiz, ein Stubengelehrter zu werden. Solange ich jung bin, gönne ich dem Leben sein Recht. Es ist ja so tausendfältig schön und reizvoll. Mir ist immer, als müsse mir jede versäumte Freude einst wie die Erinnerung an eine vergangene Sünde auf dem Gewissen brennen.“

Es war scherzhaft gesagt, aber über Ilses Gesicht huschte doch ein Schatten, und ihre Brust hob sich in einem tiefen Atemzuge. Wie viele harmlose Freuden hatte sie versäumen müssen. Das hatte sie nie so deutlich empfunden wie in der Gesellschaft dieses kraftstrotzenden und von heller Daseinsfreude sprühenden jungen Mannes.

Doktor Weigand nahm Abschied mit der Zusage, seinen Besuch bald zu wiederholen. Er hielt Ilses schlanke Hand vielleicht etwas länger, als schicklich gewesen wäre, und seine Augen sprachen noch deutlicher als seine Lippen, da er ihr abermals für ihre freundliche Zusage dankte. Nachdem er das Haus verlassen hatte, erging sich Cor-

sepius in Ausdrücken wärmsten Lobes für den liebenswürdigen jungen Mann. Der Geheimsekretär hörte still zu und stand früher auf als sonst, um sich zu empfehlen. Er sah niedergedrückt aus und trennte sich von Ilse mit einer wortlosen Verbeugung. Sie achtete nicht darauf, denn sie war sehr nachdenklich geworden.

Corsepius fand später, daß ihr Gutenachtkuß seit langem nicht mehr so zärtlich gewesen war wie an diesem Abend.

Und Weigand kam wieder. Nach wenigen Tagen schon erschien er mit seiner Geige, einem schönen, kostbaren Instrument, das er mit einer weit über das Maß des Dilettantischen hinausgehenden Kunst zu meistern verstand.

Wieder war auch der Geheimsekretär Huwe da, aber noch mehr als am ersten Abend sah er sich zur Rolle des schweigenden Zuhörers verurteilt. Ilse und Weigand spielten mit Herz und Seele. Sie verstanden sich vortrefflich, und es war, als hätten sie schon seit Jahren miteinander gespielt. Hie und da, wenn ihnen ein Stück besonders gut gelungen war, trafen sich ihre Blicke, und sie lächelten einander zu im Hochgefühl ihres Könnens und ihrer harmonischen Übereinstimmung. Die Stunden gingen im Flug dahin, und der Oberinspektor mußte seine Tochter schließlich an ihre Hausfrauenpflichten erinnern. Doktor Weigand strahlte in sonniger Laune. Beim Essen erzählte er von einer Italienfahrt, die er im letzten Frühling im eigenen Automobil unternommen, und ohne daß er es wollte, taten sich vor seinen Zuhörern alle Schönheiten auf, die nur sorgloser Reichtum einem Glücklichen erschließen kann. Was hätte der bescheiden befordete Geheimsekretär dem an die Seite stellen können! Kein Wunder, daß er vollends verstummte und daß er sich bald nach Beendigung der einfachen Mahlzeit erhob, um Abschied zu nehmen.

Ilse geleitete ihn hinaus. Diesmal reichte Huwe draußen auf dem Gang ihr die Hand. Sie sah ihn an und erschrak vor der tiefen, hoffnungslosen Traurigkeit in seinem Gesicht.

„Gute Nacht, Fräulein Ilse,“ sagte er mit gepreßter Stimme. Es schien, als ob er noch etwas sagen wolle. Aber er schwieg und wandte sich rasch zum Gehen.

Ilse stand an diesem Abend noch lange am offenen Fenster ihres Schlafzimmers und sah traumverloren zum gestirnten Himmel empor. Sie fühlte sich glücklich, ohne sich über die Ursache dieser Empfindung klar zu sein. Ihr war, als wäre ein heller Lichtschein in ihr Leben gefallen, als läge alles, was bis dahin düster und eintönig gewesen, nun in leuchtendem Glanz vor ihr. Die melodischen Töne von Weigands Violine klangen ihr unausgesetzt im Ohr wider, und sie begleiteten sie endlich auch in das Reich der Träume.

Der nächste Tag war ein Sonntag, in dessen Morgenstunden sich's Corsepius bei seiner Pfeife und einem guten Buche daheim wohl sein ließ. Mit dem Schlag Zwölf ertönte die Glocke, und als Ilse hinausging, um zu öffnen, blickte sie überrascht auf. Vor ihr stand Huwe im Gehrock, Zylinder und schwarzen Handschuhen.

„Guten Morgen, Fräulein Ilse.“ Aus seiner Stimme klang mühsam unterdrückte Erregung. „Wäre es möglich, den Herrn Oberinspektor zu sprechen?“

„Gewiß, Herr Huwe! Sie wissen doch, daß Papa für Sie immer-zu haben ist. Sie sehen so feierlich aus, ist etwas Besonderes geschehen?“

„Noch nicht, Fräulein Ilse. Aber der heutige Tag wird für mich allerdings entweder sehr festlich oder namenlos traurig werden.“

Ilse fühlte sich von einem jähen Erschrecken überrieselt.

Beklemmende Ahnung griff ihr ans Herz. Sie senkte die Lider und antwortete nicht.

Als Huwe ins Wohnzimmer gegangen war, stand sie eine Weile mit gefalteten Händen und betete, daß die gefürchtete Prüfung an ihr vorübergehen möge. Sie stand am Herd, als eine Viertelstunde später der Oberinspektor in der Küche erschien. Er sah überaus vergnügt aus und legte liebevoll seinen Arm um Ilse's Schulter.

„Große Neuigkeit für dich, mein Kind! Huwe hat endlich den Mut gefunden, sich zu erklären. Wenn du einwilligst, haben wir vom heutigen Tage an eine junge Braut im Hause.“

Ihr Bitten war unerhört geblieben. Sie mußte sich entscheiden. Noch einmal versuchte sie die Entscheidung zu verzögern.

„Ich bin überrascht, lieber Vater! Hoffentlich läßt man mir etwas Zeit, mit mir zu Räte zu gehen.“

Corsepius lachte gutmütig.

„Verlangst du ernstlich, daß ich das dem guten Huwe sage? Hältst du es für recht, nachdem er seit zwei Jahren bei uns ein und aus geht und sich fast schon als Glied unserer Familie betrachten konnte? Ich sah ihn längst so an, und dachte wiederholt daran, seiner Zaghaftigkeit ein bißchen zu Hilfe zu kommen. Es läßt sich ja alles so trefflich an. Er ist ein ordentlicher Mensch, ein tüchtiger Beamter, der ohne Zweifel seinen Weg machen wird. Und zwischen uns dreien bleibt alles beim alten. Er zieht nach der Hochzeit zu uns, so daß die leidige Wohnungsfrage uns keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Ich komme weder um meine geliebten Musikabende noch um meine gewohnte Schachpartie und bleibe davor bewahrt, mein Leben als einsamer alter Mann beschließen zu müssen. Was gäbe es da noch zu bedenken und zu überlegen?“

Das mußte sich auch Ilse fragen. Sie begriff selber kaum, weshalb ihr Herz sich so auflehnte gegen die Vorstellung, Hermann Huwes Weib werden zu sollen. Sah sie ihn denn nicht gern? War er ihr nicht immer ein guter Freund gewesen? Und konnte sie sich denn Besseres wünschen als die unge störte Fortdauer des ruhigen, friedlichen Lebens, das sie während der letzten Jahre geführt? Für einen Augenblick tauchten andere lockende Bilder vor ihrer Seele auf, Bilder, in denen sie Weigands lebenswürdige Erscheinung sah. Aber sie scheuchte sie fort. Durfte sie sich mit ihren vierundzwanzig Jahren törichten Illusionen hingeben? Sie dachte an Weigand, sah ihn von Reichtum umgeben, mit aller Aussicht auf eine glänzende Laufbahn, und die halb unbewußten Träume des gestrigen Abends zerflossen in nichts. Nein, es gab wahrlich keinen vernünftigen Grund, mit ihrer Antwort auf den Antrag des Geheimsekretärs zu zaudern. Sie mußte bleiben, was sie bisher gewesen war, das allzeit willige Hausmütterchen, die Pflegerin und Versorgerin der anderen. Nach ihren eigenen Wünschen und ihrer Sehnsucht brauchte niemand zu fragen. Es war sinnlos, sich dagegen zu stemmen. So war es ihr vom Schicksal bestimmt, und sie mußte sich still ergeben.

„Wenn du meinst, Vater, daß es so am besten ist für uns alle,“ sagte sie leise, „will ich mich nicht dagegen sträuben.“

Es war ein etwas sonderbares Verlöbniß, das gleich darauf im Wohnzimmer zustande kam.

Ilse bot Hermann Huwe die Hand, und wenn ihm auch die innere Glückseligkeit leserlich auf dem Gesicht geschrieben stand, so fand er doch kaum den Mut, einen schüchternen Kuß auf Ilses duldende Lippen zu drücken.

Corsepius sprach ein paar humoristisch gemeinte Worte,

der Geheimssekretär wurde eingeladen, zu Tisch dazu-
bleiben, und Ilse kehrte in die Küche zurück, um das
Mittagsmahl zu vollenden.

Als sie wieder ins Wohnzimmer kam, fand sie die
beiden Herren bei einer Schachpartie. Der Tag verging,
wie alle anderen verlaufen waren. Erst beim abendlichen
Abschied wagte Hermann Huwe, seinen Arm um Ilse
zu legen und ihr ins Ohr zu flüstern: „Ich bin überaus
glücklich. Hast du mich auch wirklich lieb?“

Sie neigte in stummer Bejahung das Haupt, und ihr
Verlobter war zufrieden.

Zwei Tage später traf Ilse auf der Straße mit Doktor
Weigand zusammen. Fröhlich und sichtlich erfreut, sie zu
sehen, schritt er auf sie zu, und sie suchte, freundlich un-
befangen, seinen Gruß zu erwidern. Nebeneinander
gingen sie dahin.

„Wenn Sie wüßten, wie ungeduldig ich unserem näch-
sten Musikabend entgegensehe,“ sagte er. „Würde man es
nicht unbescheiden finden, wenn ich schon morgen käme?“

„Gewiß nicht, Herr Doktor! Sie werden meinem
Vater und meinem Verlobten sicher willkommen sein.“

Es mußte klar werden zwischen ihnen. Wie unsäglich
schwer es ihr auch gefallen war, das Wort auszusprechen,
es mußte geschehen.

Weigand blieb betroffen stehen.

„Ihr Verlobter, Fräulein Corsepilus? Hörte ich recht?“

„Ja. Scheint Ihnen das so verwunderlich? Herr Huwe
und ich, wir waren alte Freunde.“

„Herr Huwe — das ist der schweigsame Geheimssekre-
tär, den ich bei Ihnen traf? Ist das möglich? Wahr-
haftig, nichts Schlimmeres konnte ich erfahren.“

„Eine seltsame Art, mir Ihren Glückwunsch auszu-
sprechen, Herr Doktor.“

„Verzeihen Sie mir, aber ich kann Sie zu diesem Verlöbniß nicht beglückwünschen. Ich kann es nicht. Sie ahnen ja nicht, wieviel dadurch in mir zerstört wird. Die schönsten Hoffnungen liegen zertrümmert vor mir. Nein, das durften Sie mir nicht antun, Fräulein Corsepilus — das nicht. Ist es denn unabänderlich?“

Ilse's Augen füllten sich mit Tränen. Aber sie war stark und tapfer genug, ihre Haltung zu bewahren.

„Ich weiß kaum, was ich Ihnen darauf antworten soll. Meine Verlobung ist unabänderlich. Und ich bin mir nicht bewußt, mich irgendwie gegen Sie vergangen zu haben.“

„Nein, vergangen haben Sie sich nicht. Sie konnten ja nicht wissen, was in mir vorging. Sie konnten nicht ahnen, daß von der ersten Viertelstunde an, die ich in Ihrem Hause verbracht, Ihnen mein Herz gehörte, daß ich . . .“

„Ich bitte, Herr Doktor, kein Wort mehr, wenn wir weiter Freunde bleiben sollen.“

„Oh, denken Sie, glauben Sie, daß ich je Zeuge des Glückes sein könnte, das ein anderer an Ihrer Seite genießt? Nein, wenn es denn nicht anders sein kann, so trennen sich unsere Wege für immer. Ich will und kann das Haus Ihres Vaters nie mehr betreten.“

Er schien außer sich zu sein, daß er sich so wenig zu beherrschen vermochte. Mit zuckenden Lippen, aber äußerlich scheinbar ruhig, erwiderte Ilse: „Vielleicht ist es so am besten. Erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen, Herr Doktor!“

Sie neigte grüßend das Haupt.

„Ilse!“ rief er verzweifelt. Sie wandte sich nicht nach ihm um, denn sie fühlte, wie ihr verräterische Tränen über die Wangen rannen.

Weigand folgte ihr nicht.

Corsepius sprach wiederholt sein Erstaunen darüber aus, daß der Sohn des Jugendfreundes nicht wiederkam. Wenn er nach einigen Wochen, da man sicher annehmen konnte, daß er den kaum begonnenen Verkehr endgültig wieder abgebrochen hatte, öfter bittere Worte über das unhöfliche Verhalten des jungen Mannes hören ließ, fand Ilse nicht den Mut, Weigand zu verteidigen. Sie blieb still oder suchte das Gespräch abzulenken. Aber es entging ihr nicht, daß der Blick ihres Verlobten jedesmal, wenn der Name des Doktors fiel, eigentümlich gespannt, ja fast lauernd auf sie gerichtet blieb. Unbestimmter, eifersüchtiger Argwohn schien in ihm lebendig.

Von der Hochzeit redete man dann und wann, aber meist nur flüchtig, da es Ilse wünschte, bis nach dem Weihnachtsfest damit zu warten, und da Corsepius, der eine gewisse Scheu auch vor den kleinsten Veränderungen empfand, damit einverstanden gewesen war. Hurwe fügte sich, wie er allem zustimmte, was sein künftiger Schwiegervater für gut fand. Er schien Ilse fast allzu nachgiebig und unterwürfig. Jetzt, da sie sich mit dem Gedanken vertraut machen mußte, ihr ganzes Leben mit diesem Mann zu verbringen, begann sie, mehr als bisher, auf ihn zu achten. Und da schien es ihr zuweilen, als sähe sie, wenn der Vater einer seiner Ansichten widersprach oder sie mit der Überlegenheit des älteren Mannes und des Vorgesetzten kurz abfertigte, ein tückisches Glimmen in seinen Augen. Sie konnte sich der Empfindung nicht erwehren, daß seine übergroße Bescheidenheit nur eine Maske sei, die er wohl einmal ablegen würde, um seine wahre Natur zu zeigen. Er gewann dadurch nicht in ihren Augen, und sie peinigte sich oft selbst mit Vorwürfen über die Zurückhaltung, mit der sie ihn behandelte. Aber

auch das nahm er scheinbar gelassen hin. Er bedrängte sie nicht mit Liebfosungen und blieb immer gleich zuvorkommend, auch wenn ihr Benehmen ihm launenhaft vorkommen mußte.

Eines Nachmittags kam Corsepius sichtlich erregt heim. Er zog eine Zeitung aus der Tasche und sagte, das Blatt entfaltend, zu Ilse: „Da ist etwas recht Bedauerliches geschehen. Doktor Weigand, an den du dich gewiß noch erinnerst, ist schwer verunglückt.“

Ohne das junge Mädchen anzusehen, begann er zu lesen: „Mit aufrichtiger Teilnahme hören wir von einem Unfall, der den vielversprechenden, in der hiesigen Gesellschaft beliebten Privatdozenten Doktor Arnulf Weigand gestern betroffen hat. Um einem jungen Hund auszuweichen, der vor das von ihm gesteuerte Auto gelaufen war, riß er seinen Wagen so heftig herum, daß das Auto mit einem Vorderrad in den Chausseeegraben geriet und sich überschlug. Weigand kam so unglücklich unter den Wagen zu liegen, daß er nur mit großer Mühe befreit werden konnte. Man schaffte den Bewußtlosen in die chirurgische Privatklinik des Professor Haas. Seine Verletzungen erwiesen sich als so schwer, daß, wie wir hören, wenig Hoffnung besteht, ihn am Leben zu erhalten.“

Ein Laut, der wie ein verhaltenes Aufstöhnen klang, veranlaßte den Lesenden, den Kopf zu erheben. Er sah seine Tochter mit bleichem Gesicht und starren Augen an einem Schrank lehnen.

Bestürzt trat er vor sie hin: „Was ist dir, Ilse? Konnte diese Nachricht dich so erschüttern?“

Sie vermochte kein Wort über die blutleeren Lippen zu bringen. Nie hatte der Vater sie in einem solchen Zustand gesehen. Er geleitete sie zu einem Stuhl, auf den sie unter Zuckungen niedersank, rief nach der Aufwärterin

und nach Wasser, streichelte liebevoll ihr Haar und versuchte, ermutigend auf sie einzuwirken.

Da schien sie sich langsam zu erholen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und flüsterte leise: „Es geht vorüber. Gestern ist es geschehen. Dann ist er vielleicht in diesem Augenblick schon tot —“

„Der Himmel möge das verhüten, mein Kind. Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich mit der Unglücksnachricht so herausplakzte, aber wie konnte ich ahnen, daß es dir so nahegehen würde. Du hast den Doktor doch kaum gekannt.“

„Ja, ich kannte ihn kaum. Aber er war so jung, so voll Freude am Leben.“

Die Spannung entlud sich wider ihren Willen in Tränen. Corsepius, der vor dem ungewohnten Anfall ratlos stand, redete ihr zu, sich ins Bett zu legen, und beauftragte die inzwischen hereingekommene Aufwärterin, bei seiner Tochter zu bleiben, bis sie beruhigt wäre.

Willenlos folgte Ilse. Nach einer Viertelstunde kam die alte Dienerin herein und sagte, Fräulein Ilse sei wieder ganz ruhig, aber sie lasse bitten, sie für diesen Abend zu entschuldigen, da sie allein bleiben möchte.

In gedrückter Stimmung empfing Corsepius bald nachher seinen künftigen Schwiegersohn und sagte: „Ilse ist krank, oder wenigstens unpäßlich. Die Zeitungsnotiz über den Automobilunfall des jungen Weigand hat sie aus der Fassung gebracht. Es wird gut sein, sie vorläufig sich selber zu überlassen.“

Hermann Huwe preßte die Handflächen zusammen und sah undurchdringlich aus.

Nach einer Weile sagte er: „Es wundert mich nicht. Ich fürchtete derartiges schon, als ich die Nachricht von dem Unglücksfall las.“

„Das ist mir unfaßlich. Weigand ist ihr ja fast ein Fremder.“

„Ihrem Herzen ist er wohl so fremd nicht. Ich hege darüber meine besonderen Vermutungen.“

„Was soll das heißen? Weißt du, was du damit sagst, daß du eine Beschuldigung aussprichst, die Ilse schwer beleidigt?“

„Ich denke nicht daran, sie zu beleidigen. Aber ich bin nicht blind!“

„Ich ersuche dich ernstlich, derartigen Argwohn nicht noch einmal zu äußern. Ilse sagte mir, sie fühle Mitleid, weil er so jung und voll Lebensfreude gewesen sei. Das ist verständlich und gibt dir nicht den geringsten Anlaß zu häßlichen Gedanken.“

„Verzeihung,“ murmelte Huwe. „Es ist also wohl nur Mitleid gewesen, was Ilse so aus der Fassung brachte.“

Corsepius blieb verstimmt, und es gab einen schweigenden Abend zwischen beiden Männern.

Am Morgen brachte Ilse ihrem Vater wie immer das Frühstück. Sie erschien äußerlich ruhig, aber ihr Gesicht war blaß und tiefe Schatten lagen unter ihren Augen. Als Corsepius sich zum Gehen rüstete, fragte sie, ohne aufzusehen: „Wirst du dich in der Klinik nach Weigands Befinden erkundigen, Vater?“

„Ja. Das bin ich dem Sohn meines Jugendfreundes schuldig, obwohl er diese Teilnahme durch sein Benehmen nicht um uns verdient hat.“

Als Corsepius am Mittag heimkam, sprach er zunächst absichtlich von anderen Dingen. Aber die verzweifelt bange Frage sprach so unverkennbar aus Ilses Augen, daß er beinahe ärgerlich begann: „Über Weigand hörte ich nicht viel Gutes. Ich konnte ihn nicht sprechen, denn

er kam nur für wenige Augenblicke zum Bewußtsein. Nach den Worten der Oberschwester steht es schlecht. Man hat ein Telegramm an seinen Vater geschickt, aber von dort kam die Antwort, daß Weigand senior in geschäftlichen Angelegenheiten unterwegs nach Südamerika sei. Wochen müßten vergehen, bis er hier sein könne."

"Aber seine Mutter wird doch an das Krankenlager ihres Sohnes eilen?"

"Sie ist seit Jahren tot. Geschwister hat er nicht."

"Also ist er allein — ganz verlassen?"

"Es scheint so. In seinem jetzigen Zustand wird er niemand vermissen. Und selbst, wenn es so wäre, wir können ihm nicht helfen."

Das Gespräch war Corsepilus offensichtlich unangenehm, denn er begann über alltägliche Dinge zu reden. Ilse versuchte nicht, ihn davon abzulenken.

Am nächsten Vormittag aber ging Ilse in die Klinik des Professor Haas, um nach Doktor Weigand zu fragen. Ein Assistentenarzt gab ihr freundlich Auskunft. Der Zustand des Verletzten sei nicht schlechter geworden und man dürfe ein wenig Hoffnung hegen, wenn die Lage auch ernst sei. Ob das Fräulein ihn einen Augenblick sehen wolle?

Ilse wehrte hastig ab. "Nein — nein! Aber ich darf mich wieder erkundigen, nicht wahr?"

Das wurde ihr gerne erlaubt. Tag für Tag erhielt sie immer die gleiche Auskunft. Nur einmal, als sie den Professor selber sprach, erschrak sie tief.

"Es ist ein Hängen zwischen Leben und Tod. Von Besserung keine Rede. Daß die Geisteskräfte des Kranken wieder frisch sind, ist nur ein Zeichen seiner vorzüglichen Konstitution. Ob sie stark genug sein wird, ihm über die bestehenden Gefahren hinwegzuhelfen, wage ich nicht bestimmt zu sagen."

Ilse erzählte daheim nichts von ihren täglichen Besuchen in der Klinik. Corsepilus vermied es, den Namen zu erwähnen, und wenn Hermann Huwe sich über das leidende Aussehen und die Schweigsamkeit seiner Verlobten Gedanken machte, so brachte er sie doch mit keinem Worte zum Ausdruck. Aber er war ein merkwürdig zerstreuter Schachspieler geworden. Immer wieder beobachtete er über die Figuren weg die still nähernde oder stückende Ilse mit eigentümlich forschenden Blicken.

Eines Tages sagte der freundliche Assistenzarzt zu Ilse: „Es ist mit ihm leider noch immer das gleiche. Ich erzählte ihm gestern von der jungen Dame, die sich täglich nach seinem Befinden erkundigt, da wünschte er lebhaft, sie zu sehen. Sie würden ihm gewiß eine große Freude machen, wenn Sie wenige Minuten zu ihm hineingingen.“

Ilse kämpfte einen schweren Kampf, dann aber siegte der mächtige Drang ihres Herzens über alle Bedenken, und sie erklärte sich bereit.

Auf der Schwelle des kleinen, lichten Krankenzimmers befiel es sie für einen Augenblick wie ein Schwindel, aber sie raffte sich zusammen und näherte sich mit freundlichem Lächeln dem Lager, von dem ihr der Verletzte die Hand entgegenhielt.

„Fräulein Corsepilus! Eine innere Stimme sagte mir, daß Sie es sein müßten. Aber ich fand doch nicht den Mut, daran zu glauben.“

Er sah wenig verändert aus, und seine braunen Augen leuchteten.

„Ich kam im Auftrag meines Vaters,“ log sie. „Wir nehmen herzlichsten Anteil an Ihrem Mißgeschick.“

„Das ist lieb von Ihnen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, Sie wiederzusehen.“

Alle Schmerzen und Leiden schienen für ihn versunken und vergessen vor einem großen Glücksgefühl. Wenn sie bis jetzt noch daran gezweifelt hätte, jetzt wußte Ilse, daß er sie liebte. Und auch sie war glücklich. Sein überraschend gutes Aussehen nahm ihr alle Angst vom Herzen. Sie glaubte, er müsse genesen.

„Es geht Ihnen besser?“ fragte sie. „Sie werden bald wieder gesund sein.“

Er lächelte. Freundlich-wehmütig, ohne Bitterkeit.

„Wir wollen von meinem Zustand nicht reden, Fräulein Ilse! Daran will ich nicht denken, so lange ich Sie hier neben mir sehe. Ich möchte nur das Glück Ihrer Nähe genießen. Erzählen Sie mir irgend etwas von dem, was draußen in der Welt vorgeht. Alles, was Sie sagen, klingt mir wie liebe, köstliche Musik.“

Ilse plauderte, was ihr gerade einfiel; nie war sie besreder gewesen als während dieser Viertelstunde.

Weigand sah sie unverwandt an; seine Hand tastete nach der ihrigen, und willig ließ Ilse sie ihm. Es waren selige Augenblicke.

Eine Krankenschwester kam leise herein und gab Ilse ein Zeichen. Der Kranke bemerkte es und umschloß mit festerem Druck ihre Hand.

„Dank!“ flüsterte er. „Innigen Dank! Werden Sie wiederkommen? — Darf ich Sie erwarten?“

„Ja, Herr Doktor, ich werde kommen. Ich komme gewiß wieder.“

In der Thür wandte sie sich ihm noch einmal zu und nahm die Erinnerung an seinen Abschiedsblick mit als Geleit, das sie unempfindlich machte für alles Alltagselend, das sie draußen erwartete. Zum erstenmal zeigte sie ihrem Vater wieder ein heiteres Gesicht. Hermann Huwe schien die Veränderung in ihrem Wesen ernst

und nachdenklicher zu stimmen. Unvermittelt fragte er: „Habt ihr gute Nachrichten über Doktor Weigand erhalten?“

Corsepius sah Huwe überrascht an.

„Wie kommst du darauf? Nein, wir haben seit einiger Zeit nichts mehr über ihn gehört. Ich werde gelegentlich in der Klinik fragen.“

Ilse schwieg. Daß ihr ein verräterisches Rot in die Wangen gestiegen war, fühlte sie wohl, aber es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr Verlobter es bemerkt haben könnte.

Ilse hielt das Versprechen, das sie Weigand gegeben. Täglich ging sie zur Klinik, brachte sie ihm Blumen und saß, je nachdem es ihr erlaubt wurde, kurze oder längere Zeit vor seinem Lager. Aber er litt nicht, daß sie über seinen Zustand sprach. Die ruhige Heiterkeit, mit der er sich unterhielt, täuschte sie darüber weg.

Da sprach sie eines Tages der Professor draußen auf dem Gange an und bat sie, ihn in sein Zimmer zu begleiten.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein,“ sagte er dort ernst, „daß ich offen mit Ihnen rede, aber es liegt mir außerordentlich am Herzen. Ich weiß nicht, in welchen Beziehungen Sie zu Herrn Doktor Weigand stehen, aber ich beobachtete, daß er viel von Ihnen hält. Ihre Besuche üben eine wunderbar belebende Wirkung auf ihn, und die Schwestern sind erstaunt darüber, wie heldenhaft er in Ihrer Gegenwart die furchtbaren Schmerzen zu unterdrücken vermag, die ihn ständig zermartern. Das veranlaßt mich zu der Bitte, Ihren Einfluß auf den Patienten in ganz bestimmtem Sinne geltend zu machen.“

Ilse, die bei den Worten des Arztes über das ganze

Gesicht erglüht war, erwiderte befangen, daß sie für den Leidenden alles tun wolle, was in ihren Kräften läge.

Der Professor sprach nach kurzem Zögern weiter. „Ich muß aufrichtig gegen Sie sein. Da kein Angehöriger des Doktors für mich erreichbar ist, setze ich alle Hoffnung auf Sie. Es steht schlecht um ihn. Augenscheinlich liegt eine Verletzung des Rückgrats vor, die zusammen mit anderen schweren Beschädigungen notwendig in leider nahliegender Zeit den Tod herbeiführen muß. Die einzige, aber schwache Hoffnung einer Rettung liegt im Gelingen eines operativen Eingriffs, bei dem es allerdings auch wieder auf Leben und Tod gehen wird. Zur Ausführung wäre es höchste Zeit, aber sie kann nicht ohne Zustimmung des Patienten erfolgen, und Doktor Weigand hat bisher mit aller Bestimmtheit die Zustimmung verweigert. Würden Sie versuchen, ihn anderen Sinnes zu machen? Es hängt für ihn alles von der Operation ab, und ich würde herzlich bedauern, wenn er sich verloren gäbe, ohne sich dadurch vielleicht das Leben zu retten.“

In Ilse's Schläfen hämmerte das Blut, als ob es sie zersprengen wolle. Sie war keines klaren Gedankens fähig, nur das eine dachte sie: „Er ist verloren! Er muß sterben!“ Davor schwand alles dahin, was noch an Bedenken und Widerständen in ihr gewesen war.

„Ich will versuchen, seine Zustimmung zu erhalten,“ sagte sie. „Aber, nicht wahr, Sie hoffen, ihn durch die Operation am Leben zu erhalten? Oh, bitte, sagen Sie, daß Sie daran glauben.“

Die Vermutung des Professors, daß sie durch tiefe Zuneigung mit dem Kranken verbunden sei, wurde ihm durch den Ton ihrer Frage gewiß. Freundlich und ermutigend versicherte er ihr, daß ihn die gute Natur des Doktors auf einen glücklichen Ausgang hoffen ließe, und

daß sie dem Leidenden gegenüber recht zuversichtlich scheinen müsse.

Entschlossen stand Ilse auf.

„Ich will gleich zu ihm gehen und will alles aufbieten, was ich vermag.“

Nach der ersten Begrüßung fragte Weigand: „Sie sehen so verstört aus, Fräulein Ilse! Ich hoffe nicht, daß man Ihnen draußen wegen meines Zustandes unnötige Angst eingeflößt hat.“

„Ja! Es ist so, Herr Doktor. Ich bin betrübt über Ihren Eigensinn! Sie widersetzen sich der Operation, die Sie dem Leben wiedergeben soll. Warum tun Sie das?“

„Es ist mir peinlich, Ihnen darauf zu antworten.“

„Ich muß davon mit Ihnen sprechen. Wenn Sie es nur ein klein wenig gut mit mir meinen, dürfen Sie mich nicht in dieser schrecklichen Ungewißheit gehen lassen. Sie müssen mir die Zusage geben, daß Sie einwilligen wollen.“

Wieder faßte Weigand ihre Hand. Sanft und weich, so daß es Ilse tief berührte, sagte er: „Man hat Ihnen wohl nicht alles gestanden, liebes Fräulein Ilse! Es ist richtig: ich bin hoffnungslos verloren, wenn ich die Operation verweigere. Ich fand mich damit ab, wie es einem Mann ziemt. Der gute Professor aber will den Kampf noch nicht aufgeben. Er hofft, mich dem großen Würger abjagen zu können. Aber er verschwieg mir nicht, daß es auch im günstigsten Fall nur eine halbe Rettung sein könne. Ich werde vielleicht für den Rest meines Lebens gelähmt bleiben, ein Krüppel, der an den Fahrstuhl gefesselt bleibt, ein wertloser Mensch, unfähig zu schaffen und zu wirken und unfähig, auch nur eine der vielen Freuden des Daseins zu genießen. Können Sie es nun verstehen, liebste Ilse, daß ich doch lieber verzichte? —

Und können Sie mir verzeihen, daß ich Ihnen in diesem einen nicht zu Willen bin?"

Sie weinte herzerschütternd. Ihre Kraft, sich zu beherrschen, war gebrochen. Kein einziges armseliges Wörtchen brachte sie über die bebenden Lippen. Sachte zog der Leidende ihre Hand an seine Lippen.

„Ilse! Liebe Ilse!“ flüsterte er. „Sie ahnen nicht, wie glücklich Sie mich noch vor dem Ende gemacht haben. Es wird mir nun nicht mehr schwer fallen zu sterben.“

Da beugte sie sich über ihn und küßte seinen Mund. Als sie sich wieder aufrichtete, sagte sie tief erschüttert: „Das war noch nicht das letzte Wort. Aber ich kann nun nicht weiter reden. Morgen, wenn ich ruhiger bin, wollen wir noch einmal alles überlegen. Und ich hoffe dann einen anderen Entschluß von Ihnen zu hören.“

Die letzten Worte mußte sie in Gegenwart der Schwester sprechen, die eben hereingekommen war. Sie drängte zum kurzen Abschied. Wie gehetzt eilte Ilse über den Gang und die Treppe hinab. Sie wollte dem Professor nicht begegnen, denn in ihrer verzweifelten Gemütsverfassung hätte sie ihm nicht Rede stehen können.

Auch auf der Straße schaute sie nicht um sich. Da fühlte sie eine Hand auf ihrem Arm und hörte eine wohlbekannte Stimme: „Guten Tag, Ilse. Was ist dir geschehen? — Warum siehst du so verweint aus?“

Hermann Huwe war irgendwo auf der Lauer gestanden, um sie zu erwarten. Er sprach ruhig und freundlich. Ilse dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß er ihr Verlobter sei, nicht daran, daß sie etwas Unrechtes getan habe. Sie sah in ihm nur den alten Freund, mit dem sie früher manchmal über ihre kleinen Sorgen und Kummernisse gesprochen, und sie fühlte in ihrem Schmerz das Bedürfnis, sich einer mitfühlenden Seele anzuver-

trauen. Darum sagte sie offenherzig: „Ich war bei Doktor Weigand. Ach, es ist so schrecklich, so trostlos. Ich bin verzweifelt.“

„Geht es ihm so schlecht? Ich glaubte, er befände sich längst wieder besser.“

„Ach nein!“

Weinend und schluchzend erzählte sie ihm, was der Professor ihr aufgetragen und warum Weigand die Operation verweigerte.

Eine Weile blieb Huwe still. Dann sagte er: „Schlimm für ihn, aber es geht dich doch nichts an. Ich verbiete dir, noch einmal zu ihm zu gehen. Als meine Verlobte hast du nichts bei ihm zu tun!“

Ilse sah ihn erstaunt an.

„Du verbietest mir, zu ihm zu gehen? Ist das dein Ernst?“

„Mein vollster Ernst! Ich will nicht im Schatten dieses mir verhassten Menschen stehen. Er mag leben oder sterben — ich verlange, daß er jetzt schon für dich nicht mehr vorhanden ist.“

„Und wenn ich nach wie vor zu ihm gehe, so lange meine Besuche ihm Freude und Trost gewähren?“

„Dann werde ich meinem Willen Geltung verschaffen. Ich werde ihm schreiben und ihm verbieten, dich zu empfangen.“

Sein sonst so bescheidenes Gesicht war im Ausdruck völlig verändert, von steinerner Härte. Schauer liefen ihr bei seinem Anblick über den Rücken. Dann aber wallte es heiß in ihr auf. Füh streifte sie den Handschuh von ihrer Linken und den Verlobungsreif vom Finger.

„Das ist erbärmlich!“ rief sie. „Und da, hier meine Antwort!“

Sie warf ihm den Ring vor die Füße und wandte sich ab.

„Ilse!“ rief er halb drohend, halb erschreckt. Sie hörte nicht auf ihn. Während er sich bückte, um nach dem Ring zu suchen, der ein Stück über das Pflaster gerollt war, ging sie den Weg zurück, den sie eben mit ihm gekommen war. Atemlos erreichte sie die Klinik und stand stürmisch atmend vor der erstaunten Oberschwester.

„Lassen Sie mich, bitte, noch einmal zu Doktor Weigand. Ich muß ihn unbedingt sprechen.“

„Sie dürfen nur einige Minuten bei ihm bleiben, der Professor hat seine Visite begonnen und wird bald bei ihm sein.“

Sie öffnete ihr die Thür des Krankenzimmers. Verwundert hob Weigand den Kopf.

„Sie sind es, Fräulein Ilse? Sie kommen noch einmal?“

„Ja, ich konnte es nicht bis morgen aufschieben. Sie müssen sich operieren lassen! Sie müssen! Unsinn ist alles, was Sie mir gesagt haben. Was macht es denn aus, wenn Sie gelähmt sind und an den Fahrstuhl gefesselt bleiben? Ich habe meine Mutter jahrelang gepflegt und gewartet. Wenn Sie es mir erlauben, will ich auch Sie pflegen. Ich will alles tun, Ihnen das Leben heiter zu machen — alles — alles! Nur leben müssen Sie — leben — leben!“

Wild, leidenschaftlich war sie vor seinem Bett in die Knie gesunken. Ihre gefalteten Hände lagen auf seiner Brust. Staunend sah er in ihr weißes Gesicht, seine Augen weiteten sich, seine Lippen zitterten.

„Ilse! Weißt du auch, was du da sagst? Wie kannst du mir ein solches Versprechen geben — du — die an einen anderen gefesselt ist?“

„Ich bin es nicht mehr! Da — sieh: mein Ring ist fort! Ich bin keinem Menschen mehr Rechenschaft schuldig

als mir. Bitte! Stoße mich nicht zurück! Laß mich deine geduldige Wärterin sein. Nur erkläre dich bereit zu leben!"

"Geliebte!" hauchte er, überwältigt. "Du herrliches Mädchen! Wie kann ich das Opfer annehmen, das du mir bringen willst? Es wäre ein Verbrechen an deiner Jugend, an deinem Recht auf Glück . . ."

"Nein! Sprich nicht von Opfer! Die Erfüllung meines heißesten Wunsches ist es, die ich von dir erflehe. Wenn du mich fortschickst, mag auch ich nicht mehr leben!"

Die Thür öffnete sich, und der Professor stand auf der Schwelle, verblüfft von dem Anblick, der sich ihm bot; aber er konnte seine Überraschung nicht aussprechen. Weigand kam ihm zuvor: "Ich habe mir's überlegt, Herr Professor! Sie können mich morgen operieren."

Corsepius war früher als sonst aus dem Amt heimgekehrt. Ungeduldig ging er im Wohnzimmer auf und ab, als Ilse herein kam.

"Schöne Geschichten höre ich von dir! Huwe ist außer sich. Du hast dein Verlöbniß gelöst?"

"Ja, Vater! Ich kam zur Erkenntnis, daß ich ihn nicht liebe, nie geliebt habe. Er wird sich damit abfinden."

"Du glaubst also, mit den Empfindungen eines braven Mannes spielen zu können, wie es dir gefällt? Du wirst dir das, wie ich hoffe, noch überlegen. Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach ihm, daß du bis morgen zur Vernunft gekommen sein wirst. Ich bitte mir aus, daß es geschieht."

"Vergeblich, Vater! Ich habe mich heute einem an-

deren Mann versprochen. Ihm werde ich Treue halten bis in den Tod.“

„Huwe hatte also doch recht? — Du willst dich an diesen Doktor wegwerfen, an einen Sterbenden?“

„Ja! Ob er stirbt oder lebt, ihm gehöre ich an, und nichts soll mich von ihm trennen. So alt ich geworden bin, habe ich noch nie einen eigenen Willen gehabt. Diesmal aber beharre ich auf meinem Willen. Du magst mich verstoßen, aber du wirst ihn nicht brechen.“

Corsepius erkannte sein Kind nicht mehr. So war Ilse ihm noch nie gegenübergetreten. Er fühlte sich nicht mehr stark genug, den Kampf gegen den anscheinend unerschütterlichen Starrsinn aufzunehmen.

„Wir wollen jetzt nicht weiter darüber reden. Du bist offenbar nicht in der Verfassung, ruhig zu überlegen. Geh' auf dein Zimmer.“

Ilse gehorchte schweigend. In ihrem Innern war es jetzt ruhig. Sie hegte die heilige Zuversicht, daß Arnulf Weigand am Leben bleiben werde. Und nichts von dem, was dann weiter folgen mochte, konnte die Gewißheit des Glückes in ihr erschüttern, das sie an seiner Seite finden mußte.

Die Operation war gut verlaufen, wie der Professor Ilse kurz mitteilte. Zwei Tage durfte sie Arnulf nicht sehen; dann ließ man sie wieder zu ihm. Er sah erschöpft und angegriffen aus, aber sie fand ihn heiter.

„Ehe man mich einschläferte, nahm ich mir fest vor zu leben,“ scherzte er. „Unglaublich ist's, welche Wunder feste Vorsätze zu bewirken vermögen. Nun wollen wir getrost das weitere abwarten. Wir haben Zeit genug dazu, denn wir sind ja beide noch so jung.“

Als sie am andern Tag wieder zu ihm kam, reichte er ihr lächelnd einen Brief.

„Ich bin es dir schuldig, dich das lesen zu lassen. Was sagst du dazu, Liebste?“

Ilse erkannte die gleichmäßigen Schriftzüge Hermann Humes. Sie las den vier Seiten langen Brief, der nichts war als eine ergrimmte Anklage gegen sie und ein gebieterischer Appell an die Ehrenhaftigkeit Weigands, von dem er mit Rücksicht auf seinen hoffnungslosen Zustand forderte, daß er das verblendete junge Mädchen freigebe. Er schonte den Kranken nicht, schrieb hart und brutal von der ersten bis zur letzten Zeile. Ein Gefühl unsäglichen Widerwillens empörte Ilse. Als sie zu Ende gekommen war, zerriß sie das Blatt in Stücke.

„Jämmerliche Rache einer kleinen Seele. Nicht wahr, du läßt es dich nicht anfechten, Arnulf?“

„Diesem Menschen gönnte ich dich allerdings nicht, Ilse. Aber hat er nicht recht? Muß dir nicht früher oder später bittere Reue kommen über dein Versprechen?“

„Denkst du so gering von mir? Vertraust du so wenig meiner Liebe?“

„Nein, ich vertraue dir! Ich kann es nur nicht fassen, daß ein Menschenherz so groß und selbstlos sein kann. Und ich begreife nicht, womit ich das verdient habe.“

„Du törichter Mann! Es ist gar nichts Großes und Selbstloses in dem, was ich tue. Ich liebe dich — das ist alles!“

Sie küßte ihn mit dem strahlenden Gesicht einer glücklichen Braut. —

Corsepius fühlte sich elend. Er hielt es für seine Pflicht, Ilse den gekränkten Vater zu zeigen. Er sprach nur das Notwendigste mit ihr und schaute finster drein, sobald

er die Wohnung betrat. Aber er merkte, daß er damit nicht den gewünschten Eindruck auf sie hervorrief. Seine Abende, die er jetzt ohne Musik und Schachspiel verbringen mußte, wurden ihm immer unerträglicher. Er ärgerte sich mit dem Geheimssekretär, der seit dem Augenblick, da er erkannte, daß es trotz des väterlichen Bersprechens für ihn nichts mehr zu hoffen gab, sein Benehmen völlig geändert hatte. Er tat im Amt alles, was in seinen Kräften stand, um dem Vorgesetzten Unannehmlichkeiten zu bereiten und ihm zu schaden. Auch vor den tückischsten Mächenschaften schreckte er nicht zurück. Mit jedem Tag erkannte Corsepilus deutlicher, wie er sich in diesem Menschen getäuscht hatte und wie dankbar er Ilse dafür sein müsse, daß sie ihn vor einer engen verwandtschaftlichen Verbindung mit ihm bewahrt hatte. Aber der Gedanke an ihr Verlöbniß mit einem Mann, der bestenfalls immer ein Krüppel sein würde, fraß ihm am Herzen. Er sprach mit ihr nicht mehr davon, weil er fühlte, daß doch alles vergeblich bleiben müsse und weil er davor zitterte, daß sie ihn schon jetzt verlassen könnte, aber er haderte mit dem Schicksal, das ihm, der doch nichts wünschte als sein bißchen Ruhe und Frieden, so maßlose Widerwärtigkeiten bereitete.

In diesem Gemütszustand war es ihm nichts weniger als eine große Freude, als eines Tages ein älterer Herr bei ihm erschien, in dem er seinen Jugendfreund Richard Weigand erkannte. Der aber schien nichts von der Steifheit zu bemerken, mit der er empfangen wurde. Er benahm sich herzlich und liebenswürdig.

„Seit gestern bin ich hier,“ sagte er. „Du kannst dir wohl denken, daß ich meine Reise mit allen Mitteln beschleunigte, als mich die Nachricht vom Schicksal meines armen Jungen erreichte. Meinem ärgsten Feind möcht’

ich die Qualen einer solchen Fahrt nicht wünschen. Um so herrlicher war dann die Erlösung. Arnulf ist nicht nur außer Lebensgefahr, man erwartet sogar seine volle Genesung. Dieser Professor Haas ist ein tüchtiger Mann, obwohl er sich, wie er freimütig bekannte, in seiner ersten Diagnose täuschte. Das Rückenmark ist nicht verletzt, mein Junge ist nicht für immer gelähmt, und der Professor versicherte mir, daß er nach einem halben Jahre aller menschlichen Voraussicht nach wieder ein gesunder, normaler Mensch sein würde. Aber er hat mir auch noch etwas anderes gesagt, daß Arnulf seine Rettung wohl in einem gewissen Grad seiner chirurgischen Kunst, vor allem aber der Tapferkeit eines lieben Mädels zu danken habe. Und da bin ich nun hier, mein guter Corsepius, um für ihn um die Hand dieses prächtigen Mädels zu werben. Ich werde sie als Schwiegertochter hoch in Ehren halten, darauf kannst du dich heilig verlassen.“

Corsepius war eine Last vom Herzen gefallen. Das war eine Wendung, auf die er in seiner tiefen Niedergeschlagenheit nie zu hoffen gewagt hätte. Er schüttelte dem Freund die Hand, dann lief er zu Ilse und zog die freudig Erglühende in seine Arme.

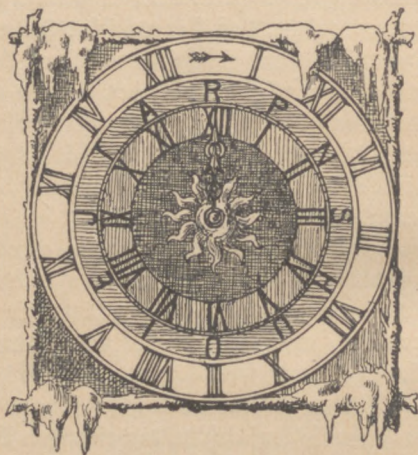
„Glückauf! Nun sei mir aber nicht länger böse. Ich hätte es ja wissen sollen, daß du den richtigen Weg gehen würdest. Herrgott, wie bin ich glücklich!“

Und er zog sie ins Wohnzimmer, wo sie sich von dem alten Weigand, der das allerdings schon gestern in der Klinik bewegten Herzens getan hatte, noch einmal zärtlich umarmen lassen mußte.

Im Frühling des nächsten Jahres standen Arnulf Weigand und Ilse vor dem Altar. Als sie nach vollzogener Trauung die Kirche verließen, schritt der junge

Ehemann straff daher, wie vor seinem Unfall. Seine Gattin aber wäre vielleicht ebenso glücklich gewesen, wenn es anders gekommen wäre. Denn ihr Herz war voll jener Liebe, die alles zu dulden und zu tragen weiß, jener großen, opferbereiten Liebe, die doch wohl nur im Herzen einer Frau lebendig ist.

Bilderrätsel



.....

Scharade

Die beiden Ersten spricht das Kind
 Und blickt vertrauensvoll empor;
 Vom letzten man die Frucht gewinnt,
 Die uns ernährt so nach wie vor.
 Du Deutscher, halt' am Ganzen fest,
 Droht auch der Feind von Ost und West.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Langhin, der Gerichtsbaum Madagaskars

Auf der Insel Madagaskar wächst ein eigenartiger, etwa zehn bis zwölf Meter hoher Baum. Die Milch seiner zitronenähnlichen Früchte sowie die Fruchtkerne enthalten ein Gift von ziemlicher Stärke. Die Madagassen bereiten einen Trank aus den Kernen, den sie als Probemittel anwendeten, wenn es darauf ankam, zu erfahren, ob ein Angeklagter schuldig wäre oder nicht. Dies war ein Gottesurteil, wie es schon im Altertum bei vielen Völkern in ähnlicher Weise geübt wurde. Bei Naturvölkern haben sich solche Gottesurteile mehrfach bis in unsere Zeit erhalten; auch in Madagaskar sind sie noch nicht ganz erloschen, und die Gottesurteile dürften der Verwaltung der französischen Kolonie noch oft genug zu schaffen machen. Offiziell ist das Gottesurteil durch den Giftrank seit 1865 abgeschafft; damals ließ der König Rhamsa fast alle Bäume, von denen das Gift gewonnen wurde, vernichten. Aber ein Volk läßt sich so leicht nicht durch eine Verordnung von einem alten Brauch abbringen, und so wurden Gottesurteile mit Giftränken in entlegenen Dörfern Madagaskars heimlich vollzogen, wo die Rechtsprechung sich der staatlichen Aufsicht fast völlig entzieht. Dort wird der Giftrank angeblichen Mördern und Zauberern gereicht. Es kommt auch vor, daß sich ein Sklave, der im Verdacht steht, gestohlen zu haben und seinen Raub nicht herausgeben will, sich einem Gottesurteil unterziehen muß.

Der Baum heißt bei den Eingeborenen *Boa*, *Langhin* oder *Langwibaum*, das heißt *Gerichtsbaum*. Die Wissenschaft hat ihre Bezeichnung dem madagassischen Namen nachgebildet und nennt ihn *Tanghinia venenifera*, mit dem zweiten Teil dieses lateinischen Namens die Eigenschaft des Gewächses, seine Giftwirkung, andeutend. Die *Tanghinia* ist ein Baum von schönem Wuchs, hohem Stamm und aufwärts gerichteten Zweigen; er ist mit brauner, graugesfleckter Rinde bekleidet, aus der bei einem Einschnitt weißgrünlicher Milchsafte ausfließt. Die schönen grünen Blätter sind dick, lederartig und lanzettförmig gestaltet. Die fünfteiligen

Blüten sind rosafarben, im Grund tief purpurn gefleckt und stehen in Gruppen von etwa fünfzehn zusammen. Die sechs bis acht Zentimeter lange Frucht ähnelt in der Form einer Aprikose; sie ist glatt, grün und purpurn gefleckt. Im Innern enthält sie einen bitteren, harten, geruchlosen Kern, von der Größe eines kleinen Hühnereies, umgeben von dickem, grünlichgelbem, bitterem Fleisch. Der Kern besteht aus zwei Keimblättern, die gewöhnlich durch einen leeren Raum voneinander getrennt sind, wie man es häufig bei den Mandeln findet. Die geruchlose Frucht schmeckt bitter und gibt, zerstoßen, ein Öl von großer Giftigkeit. Dieses Gift wird bei Gottesurteilen verwendet. Man wählt zur Bereitung des Trankes meist nur herabgefallene Früchte, wohl deshalb, weil die Giftigkeit mit dem Reifegrad zunimmt. Der giftigste Teil ist in der Frucht enthalten. Ein aus den Keimblättern bereiteter Trank bewirkt nur starkes Erbrechen. Wenn Zweige abgebrochen oder Blätter verletzt werden, tritt an den beschädigten Stellen grünlichweißer Milchsaft aus, der bald zu einer grauweißen Masse erhärtet. Die Samen enthalten ein lähmendes Muskel- und Herzgift, das, ohne Krämpfe und Schmerzen zu verursachen, nach etwa zehn bis zwanzig Minuten tödlich wirkt.

Der Gifttrank wird so bereitet, daß eine gestoßene Langhinfrucht mit süßem Bananensaft vermischt wird; man vermischt das Gift aber auch mit dem Saft der Blätter verschiedener aromatischer Pflanzen. Am häufigsten wird es mit Zuckerrohrsaft versetzt. Eine bestimmte Dosis dieses Trankes wirkt tödlich. Daß mit solchen Gottesurteilen Mißbrauch getrieben werden kann, ist leicht zu ermessen. Ein verhaßter Gegner kann, durch falsche Anklage vor die Richter gebracht, zum Trinken des Giftes verurteilt, dem sicheren Tod überliefert werden. Schuldige können, wenn es gelang, den Richter zu bestechen, gerechtfertigt werden, indem ihnen der todbringende Kelch mit einem harmlosen Trank gereicht wird. Schadet das Gottesurteil einem Angeklagten nichts, so ist nach dem Volksglauben seine Unschuld bewiesen. Man glaubt aber auch daran, daß er einen Fetisch besitzt, der die Kraft hat, die Wirkung des Giftes aufzuheben, oder man nimmt an, er steht unter besonderem Schutz einer höheren Macht.

Als vor etwa siebenzig Jahren Madagaskar von europäischen Forschungsreisenden besucht wurde, fanden sie das Gifturteil dort noch weit verbreitet. Aus Schilderungen dieser Zeit geht hervor, daß häufig Bestechung der Richter über den Ausgang entschied. Bei Anschuldigungen wegen Zauberei wurde nicht nur der vermeintliche Täter, sondern seine ganze Familie unter das Gottesurteil gestellt, und das Langhin muß zeitweise Hunderte von Opfern alljährlich dahingerafft haben.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde der König Radame von Tananarivo von einer Hautkrankheit ergriffen, die er, nach allgemein verbreitetem Aberglauben, der Zauberei zur Last legte. Er ordnete daher ein großes Gottesgericht an, wodurch viele Menschen vergiftet worden sein sollen. Sein Nachfolger, der König Rhamfa, der später den Befehl zur Vernichtung der Langhinbäume gab, hatte 1830 bei seiner Erkrankung Gottesurteile verhängen lassen, dem viele Menschen zum Opfer fielen.

Die Wirkung des Langhin ist ähnlich wie die verwandter Giftpflanzen, besonders des Krähenaugenbaumes — Strychnos — und der Ignatiusbohne. Die madagassische Giftfrucht enthält Strychnin und Brucin, Stoffe von hoher Giftigkeit, die in gewissen Berichten manchmal bedeutend übertrieben worden ist. So soll „das Mehl“ eines einzigen Kernes hinreichen, um zwanzig Menschen zu töten. Eine greifbare Übertreibung, die offenbar nur verbreitet wurde, um einen romantischen Schauereindruck hervorzurufen.

Dag. Winter.

Der Schuß ins Herz

Der kluge und kühne Geist, der den jungen indischen Soldaten Sirdak auszeichnete, verhiß ihm eine schnelle Laufbahn in der Armee Englands in Indien. Als er sein Leutnantspatent errungen hatte, wurde es ihm möglich, auf einer Reise Europa kennen zu lernen.

Sein Ziel war England; vor allem London. Sirdak war ein Verehrer des Westens, der ihm durch Bücher, die er las, durch Menschen, denen er begegnete, nie ganz enträtselt werden konnte. Sein Herz, glühend in einer fanatischen Frömmigkeit, liebend

aufgetan der Schönheit seiner Heimat, war doch hungrig nach den Geheimnissen und Abenteuern einer anderen, entfernteren Welt, die einem verschlossen blieb, wie man sich ihr verschloß. Als er in die Heimat zurückkehrte, brachte er ein Weib mit, ein junges, weißes, blondes Weib, eine Engländerin, die er in einer jäh und mit Macht hereinbrechenden Leidenschaft erobert hatte.

In der Ehe genoß er ein tiefes und reines Glück, obwohl Gegensätze sich vereint hatten, die nicht nur in der Rasse beschloffen lagen. Was Heimat, Freunde und Volk ihm gewesen waren, fiel ab und verblaßte, und die Zärtlichkeit für die weiße Frau, die nun ihm gehörte als Weib und Geliebte, erfüllte sein ganzes Wesen. Seit jeher hatte er sich zu strengster Pflichttreue bekannt, die er auch jetzt nicht verleugnete; aber Beruf und Dienst unterwarf er sich jetzt mehr aus Gewohnheit. Sinn und Inhalt seines Daseins bildete nur die Liebe zu dieser Frau.

In die kleine Garnisonstadt brandete das Leben kaum hinein; ein Orkan mußte kommen, um die Stille, die hier herrschte, aufzuwühlen. Nachrichten mehrten sich, daß im Norden Indiens Unruhen ausgebrochen wären, daß Revolten emporloderten und die Nachbarschaft entzündeten. Der Ernst der Lage ward deutlich offenbar, als Truppen aus allen Teilen des Landes in die bedrohten Provinzen geworfen wurden.

Auch Sihdak, dessen Garnison an der Grenze der Gefahrenzone lag, wurde abkommandiert.

Vorher war auch an ihn Seltsames und Gefährliches herangetreten. Lebhaftige Agitation, die mehr und mehr Scheu und Zurückhaltung abstreifte, suchte die Disziplin unter Offizieren und Soldaten zu lockern. Viele widerstanden aus Furcht und Vorsicht, weil immer mehr Truppen aus dem fernen Mutterlande eintrafen. Sihdak war aber den Engländern, die nun überall auf Mißtrauen und Haß stießen, tiefer und stärker verbunden. Und keine Verführung konnte vorläufig an ihn herangelangen.

Da ergab es sich, daß man eines Morgens etliche der eingeborenen Soldaten vermißte. Der Leutnant stieß, als er strenges Gericht hielt, um Mitwisser zu entlarven, auf verdrossene Mienen. Man erkannte, daß hier das Gift schon tief und verderblich ein-

gedrungen sei, und die Gesichter der englischen Unteroffiziere verrieten, daß sie sich der Lage nicht mehr gewachsen fühlten.

Fassunglos in dieser Ohnmacht, die er nur mühsam verbarg, wollte der Leutnant sich abkehren, als ihn ein Wort zurückhielt. „Es sind unsere Brüder, Herr,“ hatte einer aus der Reihe gerufen.

Er fuhr schnell herum, aber stumme, versiegelte, starre Masken sahen ihn an.

In diesem Augenblick fühlte er in sich eine seltsame Verwirrung: es war ihm unmöglich, diese Leute Rebellen zu nennen. Das Gemeinsame, das ihn, den Inder, mit den indischen Soldaten verband, war geweckt worden, und nicht nur die paar Worte waren es, die ihn so tief trafen, denn der Mann, der sie rief, hatte sie so fanatisch, in so glühendem Bekenntnis, in so stürmischem Hervorbrechen in die Stille hineingeworfen, daß Ungezagtes in ihnen mitschwang. Und indem der Leutnant noch die finstere Truppe musterte, trat ein Soldat vor, jung, gebräunt, schlank und mit lodern den Augen. „Es sind unsere Brüder, Herr!“ wiederholte er und warf den Kopf zurück.

Er stand vor dem Offizier. Während sie sich maßen, war ein stummer Kampf zwischen ihnen, voll gebändigter Erbitterung und heimlicher Anspannung.

„Führt ihn ab,“ sagte Sidhak. Englische Unteroffiziere rissen den Soldaten weg. Sidhak ging langsam durch die Gasse, die sich vor ihm auftat, hindurch. Die Männer schwiegen.

An diesem Tag ließ er sich nicht mehr sehen. In seinem Zelt saß er vor dem Bild seiner Frau, die mit großen Augen zu lächeln schien über einen Kampf, der so heftig in ihm tobte, daß sein Antlitz davon zerrissen ward. Unter seinem gequälten Hinstarren verblaßte das Bild aber, es löste sich gleichsam auf, und die Gestalt des jungen braunen Soldaten schob sich vor, um eine Frage zu stellen, die gebieterisch Antwort heischte: „Wo war der Verräter?“ Er neigte den Mund über das Bild der Frau und flüsterte: „Ich liebe sie! Oh, warum liebe ich sie so?“

Die braunen Burschen waren immer noch frei. Was band sie? Wo war eine Schranke? Er aber . . . „Der Verrat,“ sprach er plötzlich, so daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak, vor sich

hin, „der Verrat ist dort am größten, wo der Preis am größten ist . . .“ Er stockte. Borgeneigt, umfing er wieder das Bild der weißen Frau mit glühendem Blick. Er fühlte, wie seine Liebe, die ihn ganz ausgefüllt hatte, wilder als je aufschloß, wie die Erinnerung sich in diese Minute zusammendrängte, und dies alles war gleichermaßen voll Bitterkeit wie voll Süße. Denn eine Forderung stellte sich unverrückbar vor ihn hin: daß nur der wieder frei würde, der den Preis zurückgäbe.

Die Wandlung, zu der sich der junge Inder durchkämpfte, ward offenbar in einer Reihe von Tatsachen, die rasch und mit größter Unerbittlichkeit aufeinanderfolgten.

Am Abend gab er den Auftrag, den gefangenen Soldaten wieder in Freiheit zu setzen, und der Unteroffizier, der den Befehl empfing und, überrannt durch das Ungeheuerliche dieses Entschlusses, eine Einwendung machen wollte, begegnete einem festen Ernst, der jeden Widerspruch verbot. Er ging.

Der Leutnant, als er allein war, hob wieder das Bild der blonden Frau zu sich empor. Er schaute es lange an und mußte sich gewaltsam davon losreißen.

Dann holte er sein Terzerol vor, dessen glatter Lauf spiegelnd in der rasch einbrechenden Dämmerung funkelte, und lud langsam. Seine Hand zitterte nicht im geringsten. Ruhig, in jedem Muskel beherrscht, ließ er sich auf seiner Pritsche nieder, nahm wieder das Bild zur Hand, und hätte man seine Augen gesehen, so würde man erkannt haben, daß nichts Gegenwärtiges für ihn vorhanden war; er machte den Eindruck eines Menschen, der mit ungeheurer Anspannung, in fanatischer Konzentration seinen Willen auf einen einzigen Punkt richtet und alles Begehren in einem Wunsche zusammenpreßt.

Ein Schuß fiel und rief einen braunen Soldaten herbei, der den Leutnant lang hingestreckt auf seinem Lager fand.

Aus der Gegend des Herzens rieselte ein dünner Faden Blutes nieder. Zu seinen Füßen lag das Bild der blonden Frau. Und das Seltsame war, daß es gleichfalls einen Schuß aufwies, der, als wäre er sorgfältig gezielt worden, durchs Herz ging.

Zur selben Stunde trat in der Garnisonstadt Sibdaks junge

Frau auf die Veranda ihres Hauses hinaus. Lärmen und Brausen, das von der Straße heraufdrang, hatte ihre Neugierde erregt. Nun sah sie einen Haufen brauner Eingeborener daherkommen, wild, gestikulierend und fanatisch. Das Schauspiel, fremd und ungewohnt, bannte sie; sie war sich offenbar keiner Gefahr bewußt. Sie lächelte, stand vorgeneigt da und spähte hinab, im hellen, wehenden Kleid ein weißer Fleck in der Dämmerung. Plötzlich ging ein Schlag durch ihren Körper, sie hob die Arme, griff mit den Händen in die Luft und sank mit einem leisen Schrei auf den Boden nieder.

Der Boy war durch den Schrei herbeigelockt worden, er kniete neben der jungen Frau nieder und hob ihren Kopf.

Er sah, daß sie tot war.

Eine verirrte Kugel, die von irgendwoher kam, hatte sie getroffen.

Der Schuß ging, als wäre er sorgfältig gezielt, mitten durch das Herz. A. Kett.

Biblische Rätsel

Die ältesten biblischen Rätsel haben die Form von Traumdeutungen. Joseph spricht zu seinen Brüdern von Garben auf dem Felde, die sich vor seiner Garbe neigten. Dieses Rätsel erhält prophetische Bedeutung, denn seine Auflösung bedeutet die Erhebung Josephs zum Statthalter von Agypten und die Unterwerfung seiner Brüder. Ähnlich sind auch die Träume der späteren Mitgefangenen aufzufassen, so der Traum des Mundschenks von den drei Reben, der des Bäckers von den drei weißen Körben und schließlich der Traum Pharaos von den sieben mageren und sieben fetten Kühen. Die geistige Kraft, mit der diese Rätsel gelöst werden, erscheint als Vorstufe für die Berufung zu großen staatsmännischen Aufgaben.

Bei Jeremias setzt sich das Rätsel unmittelbar in symbolische Rätselhandlung um. Er kauft einen irdenen Krug, geht hinaus vor das Thor und zerschlägt ihn. Niemand weiß, was das zu bedeuten hat. Da gibt er die Lösung: „So spricht der Herr Zebaoth: Eben wie man eines Löpfers Gefäß zerbricht, das nicht mag

wieder ganz werden, so will ich dies Volk und diese Stadt auch zerbrechen.“

Einen Schritt aus der Traumsymbolik hinaus bedeuten die Rätsel, die Salomo von der Königin von Saba aufgegeben werden, um seine Weisheit zu erproben. Im Buch der Könige heißt es: „Und da das Gerücht Salomos von dem Namen des Herrn kam vor die Königin vom Reich Arabien, da kam sie, ihn zu versuchen mit Rätseln.“ Welcher Art diese Rätsel waren, ist in der Bibel nicht zu finden. Spätere Vermutungen darüber sind mit Vorsicht aufzunehmen. Kein Zweifel kann aber darüber bestehen, daß es sich um Preisrätsel handelte, denn König Salomo erhielt nach der Lösung „hundertzwanzig Zentner Goldes und sehr viel Spezereien und Edelgestein“.

Mit Hiram, dem König von Tyrus, ließ sich Salomo in eine Rätselkorrespondenz ein. Er schickte dem König Rätsel, für deren Nichtauflösung ihm ein bestimmter Tribut gezahlt werden sollte. Umgekehrt verpflichtete sich Salomo, an Hiram eine Geldbuße zu zahlen, wenn er die von diesem eingesandten Rätsel nicht lösen würde.

Aus anderen Quellen kann darauf geschlossen werden, daß diese Rätsel tiefere Bedeutung hatten und daß es auf das Verhältnis der Völker zueinander nicht ohne Bedeutung blieb, ob sie gelöst wurden oder nicht.

Auch andere Zeitgenossen Salomos scheinen sich eifrig mit Rätseln befaßt zu haben. So finden sich im dreißigsten Kapitel der Sprüche Salomos eine ganze Anzahl von Rätselfragen, die von Agur, dem Sohn Jakes, stammen, von dem sonst nichts weiter bekannt ist. Da wird das Rätsel aufgegeben:

„Dier sind klein auf Erden
Und klüger denn die Weisen.“

Die Auflösung lautet:

„Die Ameisen, ein schwaches Volk,
Dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise;
Kaninchen, ein schwaches Volk,
Dennoch legt es sein Haus in den Felsen;

Heuschrecken haben keinen König,
Dennoch sind zu Scharen sie geordnet;
Die Spinne arbeitet mit ihrer Hand,
Und geht im Königsschloß doch aus und ein."

Auch diese Rätsel sind nicht wörtlich, sondern symbolisch aufzufassen. Sie sollen erläutern, daß mit schwächsten Kräften bei richtiger Erleuchtung Höchstes vollbracht werden kann. Schon Herder wies darauf hin, daß hier eine alte Form des sinnbildlichen Rätsels vorliegt.

Ein Rätsel besonderer Art ist jenes, das Simson nach der Erzählung im Buch der Richter den Philistern bei seinem Hochzeitsmahl aufgab. Simson gestaltet sein Rätsel aus einem persönlichen Erlebnis, von dem nur er weiß, so daß die Lösung nur ihm möglich ist. Er hat einen Löwen, der ihn angriff, zerrissen und fand nach einiger Zeit einen Bienenschwarm im Leichnam des Löwen. So kleidet er sein Rätsel in die geheimnisvollen Worte:

"Vom Fresser kam Fraß,
Vom Starken kam Milbes."

Keiner von den Philistern konnte das Rätsel raten, dessen Lösung erst durch den Verrat von Simsons Frau gelang. Zweifellos hat man es auch hier mit einem Rätsel zu tun, das in seiner Symbolik auf das künftige Schicksal Simsons hindeutet.

Im Neuen Testament nimmt das Rätsel eine auch künstlerisch hohe Form an. Es geht in das Gleichnis über, dessen Lösung dem Wissenden gleichzeitig Erlösung bringt. Wer hier forschen will, dem erschließt sich eine reiche und nie versiegbare Quelle zur Enträtselung des Lebens. Hans Schönfeld.

Reifezeit

Über der Schwelle vom Jüngling zum Mann schwebt unsichtbar ein hohes Wort: Verantwortung. Daß sich unsere Augen abwandten von diesem Wort, ist mit schuld, daß unsere Zeit so qualvoll zerbrochen liegt.

M a n n ! . . . Wie tief umklingt Kraft und Würde dies kurze Wort! Es ist aber nicht allein die Kraft deines Arms, worauf

es ankommt, es ist noch mehr dein starkes Herz, dein hoher, mutiger Sinn, dein reifes, zielsicheres Wollen und die frohe Bewußtheit, zu können, was du willst, weil es in deinen Kräften liegt.

Nicht in Schenken und beim Spiel, nicht bei all den leichten, seichten, flüchtigen Dingen harret die Fülle der Reisezeit des Mannes. In aller Schwere und allem Staub deiner Alltäglichkeit und Arbeit, in Sorge, Suchen und Kampf ist das Gold verborgen, das, gehoben, dir das wundersame frohe Gefühl gibt: Mann und reifer Mensch zu sein.

Alles Lebens Sinn ist Erfüllung in sich, ist seine Entwicklung bis zum Höhepunkt seiner Kräfte. Aber wie wenige erreichen ihres Lebens Höhe, wie wenige werden dem tiefen Sinn gerecht, den das Sein den vier Lebensstufen verlieh: Kindheit, Jugend, Reife, Alter. Reisezeit, das ist die Hohezeit. Alsdann senkt sich die Kurve langsam in das unbekanntes Tal, aus dem sie sich erhob.

Denkt, Freunde, eurem Werden, eurem Leben nach! Erhebt euch über die niederziehenden Unterströmungen eines seichten Lebens der Vergnügungen und der rein sinnlichen Genüsse. Gedenkt, daß ihr Hüter seid großer Menschheitsüberlieferung, Träger von Staat und Familie, Schöpfer von Werten ehrlicher Arbeit, Führer kommender Geschlechter, Zeugen neuen Lebens. Denkt, daß ein Weib sich ganz euch schenken will, vertrauend auf eure Kraft und Würde, auf euer reifes Mannsein.

Es ist nicht die Wirksamkeit in der großen Öffentlichkeit, die allein Mannestum in sich birgt, viel stärker und weithin wirkender ist euer reifes Leben, Männer der Arbeit, die ihr keine Namen im lauten Tage trägt. Ihr prägt den Begriff und das Gesicht eures Volkes, Männer: laßt es ein gesundes, blühendes, festes und wohlgebildetes Gesicht sein, mit ernstern, reinen Augen, mit dem Lächeln der Herzenswärme um die Lippen.

Freunde, scheut nicht das Wort über der Schwelle, die euch vom Jünglingsland zum Mannsein trug; wißt, daß nur starke Herzen Verantwortung tragen können, und trägt sie stolz und euer selbst bewußt, diese Verantwortung gegen euch, gegen euren nächsten Menschen, gegen euer Volk und Land.

Männer nur, die sich so gefunden zu gesammelter Kraft, zu

ruhigem Wirken jeder an seinem Ort, werden aus all dem Zerbrochenen Neues, Hohes schaffen und dem weltverbundenen deutschen Gedanken wieder allen Glanz verleihen. Freunde, Deutsche, diesem letzten Ziele zu!

Franz Alfons Gayda.

Von der blühenden Stille

Wer weiß im Zentrum der Großstadt viel vom blühenden Lenz, vom reifenden Sommer? — Von der blauen und grünen Welt, felderweit, waldestill, blüten- und erntefroh? — Über die grauen, engen Steinstraßen dröhnen und heulen Wagen über Wagen, hasten Menschen, vertieft in kleine und kleinste Geschäfte, Nöte und Zufriedenheiten, wirbelt Staub und Benzingerank die heiße, stickige Luft zu einem herzbedrückenden Gemisch, während die Augen ausdruckslos nur ein Bild aufnehmen: graue Häuser, graue Luft, graue, steinige Erde. Die müd gewordenen Augen, die nie über sich schauen, die lohenden, blaugoldenen Unendlichkeiten.

Bettler stehen grau und verfallen, Zeitungen künden stumpfen Hirnen und Herzen in großen Lettern Wichtigkeiten als Sensationen über die Straße, von Not und Mord und kläglichem Politik.

Da öffnet sich jääh die Straße und ein Platz liegt da, klein und von Bäumen bestanden, mit einem Rasenkreis, auf dem Tulpen und Hyazinthen Farbe und Duft ausströmen. Und hinter den Bäumen ragt hoch eine alte Kirche, um die sich ein grüner Kranz von Fliederbüschen schmiegt.

Wie leuchten die Farben im Grau ringsum! Wie glänzt hier das Blau des Himmels doppelt tief über der kleinen grünen Insel. Wie ist der Lärm von Maschine, Mensch und Tier abgeebbt zu einem fernen Rauschen in diesem Winkel.

Ach, das in den Großstadtalltag eingeengte Herz sprengt die engen Wände, hingegeben dem Wechsel von Farbe und Stille flammen Gewißheit und Sehnsucht auf: da draußen vor den Mauern und letzten Straßen blüht in prangenden Farben weich und zart wie Frauenmund und Kinderblick: Stille.

Blühende Stille.

Nur ein paar Minuten . . . Die Geschäfte drängen, da ist wieder

die schier endlose Straße, grau und eng, wieder zerrissener, geller Lärm, Dumpfheit und Härte.

Und doch blieb in den Augen von der Winkelstille, von dem bißchen Garten etwas haften, im Herzen wiegt sich unter besonntem Blau weiß und violett Flieder auf und nieder, und Bäume werfen gleitende Blatt- und Zweigschatten auf den hellen Rasen, daß die Lippen noch nachgenießend lächeln und die Augen schweifend mit den Wolken bis zur nächsten Siebelreklame ziehen.

Schmerzlich aber kehrt die Sehnsucht wieder, daß da ungelebte Tage kommen und gehen, flutenden Lichts erfüllt, tief vom innersten Sang blühender Stille durchklungen, daß da ein Garten blühender Stille träumt, dessen wundersame Blüten vergeblich dieser Seele harren.

Franz Alfons Gayda.

„KKO“

Was soll diese Überschrift bedeuten? Wir wollen das Geheimnis preisgeben. Wenn man die drei Buchstaben KKO laut und schnell hintereinander ausspricht, ertönt das Wort: „Kakao“. Eine ganze Reihe von Worten läßt sich in dieser scherzhaften Weise wiedergeben. So heißt LMNT: „Elemente“; BAT: „Beate“; MA: „Emma“; LN: „Ellen“; GBT: „Gebete“; GHB: „Gehabe“; ST: „Iste“; GST: „Geäste“; KTT: „Kathete“; NT: „Ente“; SL: „Esel“; KC: „Kake“; LB: „Elbe“; RD: „Erde“; RC: „Erze“; DKD: „Dekade“; ZL: „Zettel“; QPG: „Kuh=Pege“. Diesen Namen führt wegen seiner Rindviehmärkte im sächsischen Volksmund das Städtchen Pegau. Auch einige Zeitwortformen lassen sich finden, wie FN: „äffen“; RRB: „ererbe“. Immerhin dürfte es in unserer Muttersprache, wie Paul Mitschke in seinem Heftchen „Stenographisches und Verwandtes aus Weimars klassischer Zeit“ ausführt, schwer, ja unmöglich sein, auf diese Weise einen zusammenhängenden, sinnvollen Satz zu bilden. Die verschiedenen Idiome eignen sich nämlich für diese Buchstabenscherschrift nicht in gleichem Maße. Während beispielsweise Deutsch und Englisch nur in ganz geringem Maße dafür geeignet sind, lassen sich im Französischen in dieser Art ganze Sätze, ja sogar eine kleine Erzählung zusammenstellen. Heute sind derartige Scherze nur

noch bei höheren Schülern beliebt. Früher aber hat man in Frankreich eine Zeitlang die Möglichkeit, sich auf diese spielerisch verdeckte Weise verständlich zu machen, auch zu galanten, gesellschaftlichen Huldigungszwecken benützt, indem man Geschenkschachteln mit Widmungen und Devisen in dieser Schrift verfas. K. v. Sez.

Was bedeutete einst der Titel Pascha?

Pascha ist aus dem persischen *Pai Schah* zusammengesogen und heißt soviel als „Fuß des Schah“. Die Bezeichnung ist ein Rest einer uralten persischen Staatseinrichtung, über die griechische Schriftsteller berichten. Cyrus nannte die von ihm eingesetzten Staatsbeamten seine Füße, Hände, Augen und Ohren. Die Aufseher der inneren Staatsverwaltung waren die „Augen“, die geheimen Kundschafter die „Ohren“, die Eintreiber der Steuern die „Hände“, die Kriegsleute zu Pferd und zu Fuß die „Füße“ des Königs. Dazu kamen die Richter als Männer des Gesetzes, die „Zungen der Gerechtigkeit“. In bildhafter Wendung waren damit die fünf Sinne bezeichnet. Eine Spur dieser alten morgenländischen bildlichen Ausdrucksweise erkennt man noch in dem Titel der Paschas, die als Statthalter, Heeresanführer und Wesire die „Füße des Königs“ sind. E. G.

Wörtlich genommen

Postwagen und Eisenbahnen gab es nicht immer, deshalb reiste man zu Pferd. Wer nicht viel Geld aufwenden konnte, der mußte sich mit einer ausgedienten Mähre begnügen, worauf zu reiten zwar nicht besonders erfreulich war, aber man kam doch rascher vorwärts als auf Schusters Rappen. Ein Kaufmann mußte verreisen und ging zuvor zu einem Pferdehändler, von dem er einen Gaul erwerben wollte. Der alte Rossmakler führte dem Mann ein Tier vor, das ganz leidlich aussah, aber der dafür geforderte Preis schien dem Käufer doch zu hoch. Endlich wurden sie handelsmäßig. Der Kaufmann bot zwei Drittel der Summe in bar, bezahlte sofort und sagte, den Rest wolle er schuldig bleiben.

Einen Tag vor der Abreise klopfte es an der Türe des Kaufmanns. Der Rosseshändler trat ein und forderte die Restsumme

für das Pferd, das schon im Stalle des Kaufmanns stand. Da kam der Händler übel an, denn der Käufer war ein Schalk, der ihm rundheraus erklärte, daß er sich streng an die beim Kauf des Pferdes vereinbarte Abmachung zu halten gedächte. Er sagte: „Wir haben ausdrücklich festgesetzt, daß ich den Rest des Geldes schuldig bleiben will. Wollte ich nun den Betrag zahlen, so wäre das Abkommen aufgehoben, und ich wäre nichts mehr schuldig.“

Der Roßhändler zog ab und schwor, ein andermal schlauer zu sein. M. Seib.

Wie man ein Testament auslegen kann

Auf dem Sterbebett sagte ein reicher, kinderloser Bauer zu seiner geizigen Frau: „Ich hinterlasse dir Vermögen genug, und da du bei deinen Lebzeiten keinem Menschen etwas zu geben brauchst, will ich kein Testament machen. Versprich mir nur, daß du einen von unseren Ochsen verkauffst, und gib das Geld, das man dir dafür bezahlt, den Armen.“

Nach dem Tod des Bauern ließ die Frau einen Ochsen auf den Viehmarkt treiben; sie selber nahm auf dem Wagen ein Huhn mit in die Stadt und erschien mit beiden auf dem Markt. Die Metzger prüften den Ochsen und boten der Bäuerin eine bestimmte Summe. Da sagte sie: „Wer den Ochsen haben will, muß auch das Huhn kaufen.“ Für das Huhn verlangte sie den Preis, den ein Metzger für den Ochsen geboten hatte, und für den Ochsen wollte sie nicht mehr nehmen, als man für ein Huhn bezahlte.

Der kauflustige Metzger glaubte, die Frau sei übergeschnappt, und da er sah, daß anders mit ihr nicht zu handeln war, ging er auf ihren Willen ein und kaufte den Ochsen und das Huhn. Nun behielt die verschlagene Bäuerin das Geld, das sie für das Huhn gefordert hatte, und schenkte an die Armenkasse den für den Ochsen erhaltenen kleineren Betrag. F. Corm.

Klipp und Klar

Ferdinand Wolanck, der Notenabschreiber Beethovens, gab dem Meister wiederholt Anlaß zur Unzufriedenheit. Als er wieder

einmal eine Abschrift abgeliefert hatte, die Nachlässigkeiten und Fehler, offenbar aber auch willkürliche Änderungen enthielt, sprach Beethoven dem Kopisten seine Mißbilligung aus. Wolanck erlaubte sich, dem Meister in dünkelfafter Form zu antworten. Zornig durchstrich Beethoven dieses Schreiben kreuz und quer und schrieb auf die eine Seite folgende Bemerkung: „Mit einem Lämmel, der einem das Geld abstiehlt, soll man auch noch Komplimente machen. Statt dessen zieht man ihn bei seinen eselhaften Ohren.“ Auf die nächste Seite schrieb der Ergrimnte: „Schreibsüdler, miserabler Kerl, korrigiere Er seine durch Unwissenheit, Übermut, Eigendünkel und Dummheit gemachten Fehler, das schickt sich besser für Ihn, als mich belehren zu wollen, denn das ist gerade, als wollte die Sau Minerva belehren. — Beethoven.“

M. Sch.

Wie Gott in Frankreich

Noch immer kann man die Redensart hören: „Der lebt wie Gott in Frankreich.“ Meist braucht man diese Worte, um auszudrücken, daß jemand sorglos dahinlebt und auf der Welt nichts zu tun hat. Diese Wendung entstand in Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Männer der französischen Revolution hatten laut Gesetz die Religion und den Weltbeherrscher abgeschafft und suchten ihr Glück allein auf der Erde, wo sie es leider nicht finden sollten. Durch dies echt französische Theater war dem Herrgott das Zepter über Frankreich entzogen, und der Schöpfer bekam gute Lage; denn gerade die große Nation hatte ihm vorher nicht wenig zu schaffen gemacht.

Der treffende satirische Ursprung der Worte, „Wie Gott in Frankreich leben“, ist heute so gut wie vergessen.

E. D.

Heringsalat und Freundschaft

Der schwedische Dichter Karl Michael Bellmann, der 1795 zu Stockholm starb, ist heute noch nicht völlig vergessen. Sein zigeunerhaftes Wesen bot zu seinen Lebzeiten manchen Stoff zu komischen Erzählungen. Es gab Zeiten, wo er kein Bett besaß, weil er ganz im Wirtshaus lebte.

Nach einer durchschwärmten Nacht kam er zu früher Morgenstunde in die Kellerwirtschaft des Stockholmer Opernhauses und verlangte Heringsalat für seinen Kagenjammer. Da er keinen erhalten konnte, verließ er schimpfend den ungasflichen Raum. Bei der Treppe saß ein Mann in der Ecke. Als er Bellmanns Gezeter hörte, stand er auf, zog eine Blechbüchse aus der Rocktasche und trat vor den empörten Dichter mit den Worten: „Sie wünschen Heringsalat? Machen Sie es doch wie ich, niemals gehe ich aus, ohne eine Büchse voll bei mir zu tragen.“

Bellmann umarmte den Fremdling und verlangte den Namen seines „Lebensretters“ zu wissen. Es war der Dichter Karell. Die beiden Sonderlinge lernten sich auf diese ungewöhnliche Art zum erstenmal kennen, verzehrten den Salat gemeinsam und blieben auch fortan eng befreundet. J. K.

Die Nase — kein edler Teil

Jahrhunderte hindurch scheint die Nase nicht als besonders beachtenswerter Teil des menschlichen Körpers angesehen worden zu sein. In England erfolgte erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Parlamentsbeschluß, der die bisherige Unsicherheit der Nase aufhob. Einem Mann war im Streit die Nase abgeschnitten worden; als es zur Klage darüber kam, behauptete der Verteidiger des Nasenabschneiders, dieses Organ sei kein „Glied des Körpers“, sondern nur ein Knorpel. Wenn man als Verstümmelung die Ablösung oder Zerstörung eines Gliedes ansehe, so könne die Abschneidung der Nase keine Körperverstümmelung genannt werden. Dieser Auffassung stimmte der Richter zu. Da nun aber zu befürchten stand, daß es Mode werden könnte, einander die Nasen abzuschneiden, erklärte das Parlament die Nase feierlich als „Glied“ des Körpers. J. Pre.

Selten und kostbar

Die Gewohnheit allein ist es, die im Guten und Bösen so manches entschuldigt, oder wenigstens begreiflicher erscheinen läßt, was Menschen tun und treiben. Wenn man in Gesellschaft oft ältere Lebemänner beobachtet, die sich mit beharrlicher Ausdauer

jugendlich gebärden und dadurch nicht selten komisch oder lächerlich wirken, darf man nur daran denken, daß sie diese Rolle eben viel zu lange gespielt haben, um sie aufgeben zu können. Schwindet alles dahin, was solche Menschen in ihren besten Jahren anziehend erscheinen ließ, so nimmt dafür ihre Eitelkeit mit der Zeit stetig zu; sie suchen um jeden Preis aufzufallen und wollen durchaus nicht alt werden. Einer dieser Lebemänner, dessen Kopf so kahl wie eine Kniescheibe war, der sich aber trotzdem rühmte, bei den Damen immer noch sein Glück zu machen, fragte einst einen Bekannten: „Raten Sie mir, lieber Böhlein, was ich tun soll. Ich bin in größter Verlegenheit, ich weiß nicht, was ich Frau von Vertes zum Geburtstag schenken soll; ich möchte ihr etwas Kostbares und Seltenes verehren. Was können Sie mir empfehlen?“

Böhlein erwiderte mit größter Harmlosigkeit: „Mein Bester, verehren Sie doch der Dame einige von Ihren Haaren.“ E. Gr.

Auch ein Literaturfreund

Über alles Erdenkliche war schon geplaudert worden, da fing jemand an, über die neuesten Bücher zu sprechen. Manche Neuheit wurde gerühmt, über andere Werke abfällig geurteilt, und so kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen. Nur einer der Herren hatte still zugehört und manchmal gelächelt. Man wußte, daß er nicht viel las, und fragte, um ihn zu hänseln, ob er denn gar nichts zu nennen wüßte, was ihm gefiele. Schmunzelnd sagte der alte Herr: „Von allem Geschriebenen und Gedruckten gefällt mir am besten die Speise- und Getränkearte.“ J. Bk.

Der Agent und die Ehrensache

Dem Tenoristen Slezak von der Wiener Hofoper wurde einst von einer Berliner Theateragentur ein Gastspielantrag mit ungewohnt niedrigem Honorarangebot gemacht. Der Agent telegraphierte: „Anbiete zwei Abende Opernhaus, zwei Wagneroper, Honorar sechshundert Mark. Ehrensache.“ Darauf antwortete der Sänger: „Ehrensache — Nebensache. Geldsache — Hauptsache. Slezak.“ U. Sch.

Auflösungen der Rätsel des 3. Bandes:

des Ringrätsels S. 102: Sonett, Euklid, Vongwy, Gemahl, Ana-
nas — Eiga;

des Sitterrätsels S. 120: siehe neben-
stehend;

des Bilderrätsels S. 147:

Ein fröhlich Herz, ein freundlich Haus

Machen das Glück des Lebens aus;

des Buchstabenrätsels S. 161: Häfeln,
räfeln, mäfeln;

des Silberrätsels S. 177: 1 Sevilla,
2. Ueberb, 3. Gazelle, 4. Elevator, 5. Ni-
kolajew, 6. Isolan, 7. Charybdis, 8. Tan-
talus, 9. Wantgarde, 10. Pazzaroni, 11. La-
boratorium, 12. Evangelium, 13. Serenade, 14. Weimutskiefer,
15. Afoto, 16. Sidonia, 17. Darius, 18. Umland, 19. Wischnu, 20. Enth-
siasmus, 21. Intarsia, 22. Schenkung, 23.erberus, 24. Taburet =
Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst;

des Rätsels S. 183: Hirngespinnst;

des Vogogriphs S. 188: Streben, Neben, eben;

des Palindroms S. 188: Gitter, Rettig.

	A	U	U	
A	M	E	R	I
	E		U	R
U	R	U	G	U
	I	U		I
U	K	R	A	I
	A	Y		E

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel trafen nachträglich ein aus Bd. 12,
1924: von Wilhelm Kötter, Ludwigshafen a. Rh. (5); aus Bd. 13, 1924:
von Mimi Havlin, Frankstadt, Nordmähren (4); aus Bd. 1, 1925: von
Curt Eisrig, Leipzig-Gohlis (1); Mimi Havlin, Frankstadt, Nord-
mähren (5); Franz Ksaver Zapotic, Ofjel, Serbien (2); Gertrud Lorke,
Mähr.-Ostau (8); Oskar v. Uzarevich, Ofjel, Serbien (1); aus Bd. 2,
1925: Josef Anders, Königshof a. E. (3); Harry Brennemann, Leip-
zig (1); Emil Bursch, Weiskwasser, D.-L. (2); Leo Hedler, Düsseldorf (5);
Ilse Kaestner, Krefeld (1); Christ. Köhler Schmidt, Michelau, Obfr. (4);
Alexander Kunzmann, Globenstein i. Erzgeb. (4); August Meising, Kai-
serslautern (4); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. E. (6); Alfons Werner,
Bohr a. M. (6); Franz Zinte, Tetschen a. E. (7). Richtige Lösungen
aus Bd. 3, 1925, sandten ein: Emil Bursch, Weiskwasser, D.-L. (4);
Harry Brennemann, Leipzig (1); R. Donges, Arn (5); Willy Epper-
lein, Nieberaffalter i. Erzgeb. (3); Walther Haller, Bergen i. Vogtl. (6);
Anna Hopfer, Berlin-Friedenau (5); Luise Hoffmann, Breslau (5);
P. Keil, Zwicau i. S. (6); Linda Böbel, Pleiße i. S. (2); August
Meising, Kaiserslautern (5); Bruno Picard, Schlotheim i. Thür. (8);
Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. E. (8); Maria Wolter, Frankfurt a. M.
(7); Hans Ludwig Zabel, Braunschweig (6); Hermine Leib, Sonders-
hausen (7); Eduard Zeitelberger, Cäternförde (6); Anna Elfriede Zei-
tensbad, Erlangen (5); Immanuel Zierlein, Rothenburg (8); Franz
Zinte, Tetschen a. E. (8); Arnold Zöpferig, Braunschweig (7).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinkeln
in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.



Erstklassige Romane zeitgemäßer u. vielgelesener Autoren als Weihnachtsgabe

Jakob Schaffner · Johannes

Roman einer Jugend. 6.—8. Auflage

Zwei Bände. In Halbleinen gebunden Sm. 9.—

Einbändige Ausgabe. In Halbleinen gebunden Sm. 7.50;
in Halbleder gebunden Sm. 16.—

Dieser Roman ist eines der wertvollsten Werke deutscher Seelengeschichte.
Die Hilfe, Berlin

Georg Engel · Die Mauer

3. Auflage. In Halbleinen gebunden Sm. 5.50

Aus dem Ganzen strömt ein Zug der Echtheit, strömt die Gabe der impulsiven Schilderung und der feinerzigen Engelischen Kunst. Wohl uns, daß wir noch solche Erzähler haben. Nürnberg-Fürther 8-Uhr-Abendblatt

Felix Hollaender · Unser Haus

11.—20. Auflage. In Halbleinen gebunden Sm. 4.50

Der Roman ist in seiner Weite und herben Schönheit ein klassisches Meisterwerk.

Walter Menzi · Bajazzo

Ein Künstlerroman. In Halbleinen gebunden Sm. 5.—

Der allgemeine Eindruck ist so groß, daß alles andere in den Hintergrund rückt, sogar die außerordentliche Form der Sprache. Das Buch wirkt in all seinen Faktoren als ein Rausch der Empfindungen, wie er kaum stärker sein könnte. Die Schweizer Familie

Olga Pöhlmann · Niklas Muffel

Ein Nürnberger Roman. Gebunden Sm. 5.—

Seine Menschenkunde, tiefes Verstehen der deutschen Volksseele offenbart die Verfasserin in ihrem Werk, das in Stil und Form mittelalterliche Bilder in überaus großer Natürlichkeit entstehen läßt.

Werner Scheff · Die Meisterschaften des Walter Jssing

Ein Sportroman. Geheftet Sm. 3.—, gebunden Sm. 4.50

Flüssig und spannend — Milieu der großen Sportplätze, London, Berlin, St. Moritz — entspricht den besonderen Bedürfnissen sportliebender Leser und Lesefinnen.

Marie Diers · Apotheke Hinstrop

Erlebnisse einer Tochter aus dritter Ehe

Roman. In Halbleinen gebunden Sm. 4.—

Mit dem Drang und Können einer Seelenforscherin leuchtet Marie Diers in geheimnisvolle Vorgänge eines alten Patrizierhauses hinein und fördert merkwürdige Begebenheiten zutage.

Fritz Philippi · Niemandland

Ein Zeitroman. Gebunden Sm. 4.—

... Einer der Besten und Aufrechtbesten erhebt hier seine kraftvolle Stimme und verdient, daß er gehört werde. Ein Buch der Erhebung für erste Menschen, ein Ruf zur Besinnung und Erneuerung. Welhagen & Klasing's Monatshefte.

Empfehlenswerte Geschenkbücher für die Jugend

Neuerscheinungen für Knaben:

Der Gute Kamerad. 38. Band

Illustriertes Knabenjahrbuch. Ein 784 Seiten starker Quartband mit etwa 600 Abbildungen und Kunstbeilagen. In Ganzleinenband Gm. 12.—. »Der Gute Kamerad« kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich Gm. 2.40

Das Neue Univerfum. 45. Band

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reisebeschreibungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reisereife Jugend. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: »Hausliche Werkstatt«. 484 Seiten Text mit 412 Abbildungen und 9 Beilagen. In Ganzleinenband Gm. 7.50

Die Messingstadt

Eine Erzählung aus der Sahara. Von **Friedrich Wilhelm Mader**. Mit einem mehrfarbigen Titelbild und 8 Tondruckbildern. In Ganzleinen geb. Gm. 6.80

Der König der Unnahbaren Berge

Wunderbare Abenteuer auf einer kühnen Automobilfahrt ins innerste Australien. Mit 12 Abbildungen im Text, 8 Tondruckbildern und 2 Karten. In Ganzleinen gebunden Gm. 6.80

Der gelbe Haißisch

Erzählung von **Victor Helling**. Mit 25 Bildern. In Ganzleinen geb. Gm. 5.50

Die zwei Matrosenbibeln

Erzählung von **Robert Fuchs-Liska**. Mit 26 Bildern (Kamerad-Bibliothek Bd. 35). In Ganzleinen gebunden Gm. 3.50

Neuerscheinungen für Mädchen:

Das Kränzchen. 36. Band

Illustriertes Mädchen-Jahrbuch. Ein 784 Seiten starker Quartband mit etwa 600 Abbildungen und Kunstbeilagen. In Ganzleinenband Gm. 12.—. »Das Kränzchen« kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich Gm. 2.40

Der Jugendgarten. 49. Band

Eine Festgabe für Mädchen von 9—14 Jahren. Erzählungen ersten und heiteren Inhalts, Gedichte, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte, Beschäftigungen, Sport und Spiele. Mit 127 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. In Ganzleinen Gm. 6.—

Wanderdünen

Eine Erzählung aus dem Memelland von **Else von Steinkeller**. Mit 26 Bildern. In Ganzleinenband Gm. 5.50

Das Heiterlein

Eine Erzählung von **Henny Koch**. Mit 10 Bildern (Kränzchen-Bibliothek Bd. 29). In Ganzleinenband Gm. 3.50

Zu haben in allen Buchhandlungen

Klassische Jugendbücher des Union-Verlags

Leben und Taten des bewunderungswürdigen Ritters

Don Quixote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Frei bearbeitet von Karl Seifart. Mit 53 Bildern von Bertall u. a. In Ganzleinenband Gm. 4.—

Der Rubin und andere Erzählungen. Von Friedrich Hebbel. Mit 5 Bildern von E. Kuger. In Ganzleinenband Gm. 3.—

Abdias und andere Erzählungen. Von Adalbert Stifter. Mit 6 Radierungen von Ferdinand Staeger. In Ganzleinenband Gm. 4.—

Spiegel, das Kästchen und andere Erzählungen. Von Gottfried Keller. Für die Jugend ausgewählt von J. Henningsen. Mit 5 Bildern von E. Stuckevant. Gebunden Gm. 3.—

Die Regentrude und andere Erzählungen. Von Theodor Storm. Für die Jugend ausgewählt von J. Henningsen. Mit 5 Bildern von Johannes von Wicht. Gebunden Gm. 3.—

Meister Martin der Küfer und andere Erzählungen. Von E. T. A. Hoffmann. Für die Jugend ausgewählt von J. Henningsen. Mit 5 Bildern von E. Kuger. Gebunden Gm. 3.—

Zwölf Legenden des heiligen Franziskus von Assisi und seiner Brüder. Nach der Florentiner Handschrift überfetzt von G. Kern-Paparella. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Manfred Kyber. Mit 6 Bildern von Leo Bauer. Gebunden Gm. 1.20

Gullivers Reisen in unbekannte Länder. Von Jonathan Swift. Für die reifere Jugend bearbeitet von Karl Seifart. Neu durchgesehen und herausgegeben von Manfred Kyber. Mit zahlreichen Bildern von Grandville. Geb. Gm. 4.—

Prächtige Bilderbücher für unsere Kleinen

Das schönste Bilderbuch. Eine Auswahl des Besten, das unsere Dichter, Fabeln, Spielreimen und Bildern aus dem Tier- und Naturlieben der deutschen Kinderstube gewidmet haben. 21.—25. Tausend. 72 Seiten in Quartformat mit 65 meist mehrfarbigen Abbildungen. Gebunden, mit mehrfarbigem Umschlagbild, Gm. 5.—

Kränzchen-Bilderbuch. 31.—40. Tausend. 72 Seiten in Quartformat mit 90 größtenteils mehrfarbigen Abbildungen. Gebunden, mit mehrfarbigem Umschlagbild, Gm. 5.—

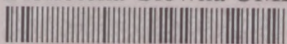
Hermann Kaulbach-Bilderbuch. Text von Adelheid Stier. 101. bis 110. Tausend. 72 Seiten in Quartformat mit reichem Bilderschmuck in Bunt- und Schwarzdruck und mehrfarbigem Umschlagbild. Geb. Gm. 4.50. Jubiläums-Ausgabe (100. Tauf.) Gm. 5.50

Gartenlaube-Bilderbuch. Der deutschen Jugend gewidmet. 101. bis 110. Tausend. 72 Seiten in Quartformat mit reichem Bilderschmuck in Bunt- und Schwarzdruck und einem mehrfarbigen Umschlagbild von Hermann Kaulbach. Gebunden Gm. 5.—

Aus der Kinderwelt. Ein Buch für jüngere Kinder. Von Ottilie Wildermuth. 24.—31. Auflage. Mit Bildern in Holzschnitt und Chromolithographie von R. G. Kepler, E. Klimsch und D. Pleisch und einem mehrfarbigen Umschlagbild. Gebunden Gm. 4.50

Zu haben in allen Buchhandlungen

Biblioteka Główna UMK



300020176439

